

# Bürgerblatt.

Monatschrift

zur Förderung des Gemeindelebens, zur Belehrung  
und zur Unterhaltung

für

Halle und Umgegend.

Herausgegeben

von

J. Hasemann und Fr. Körner.

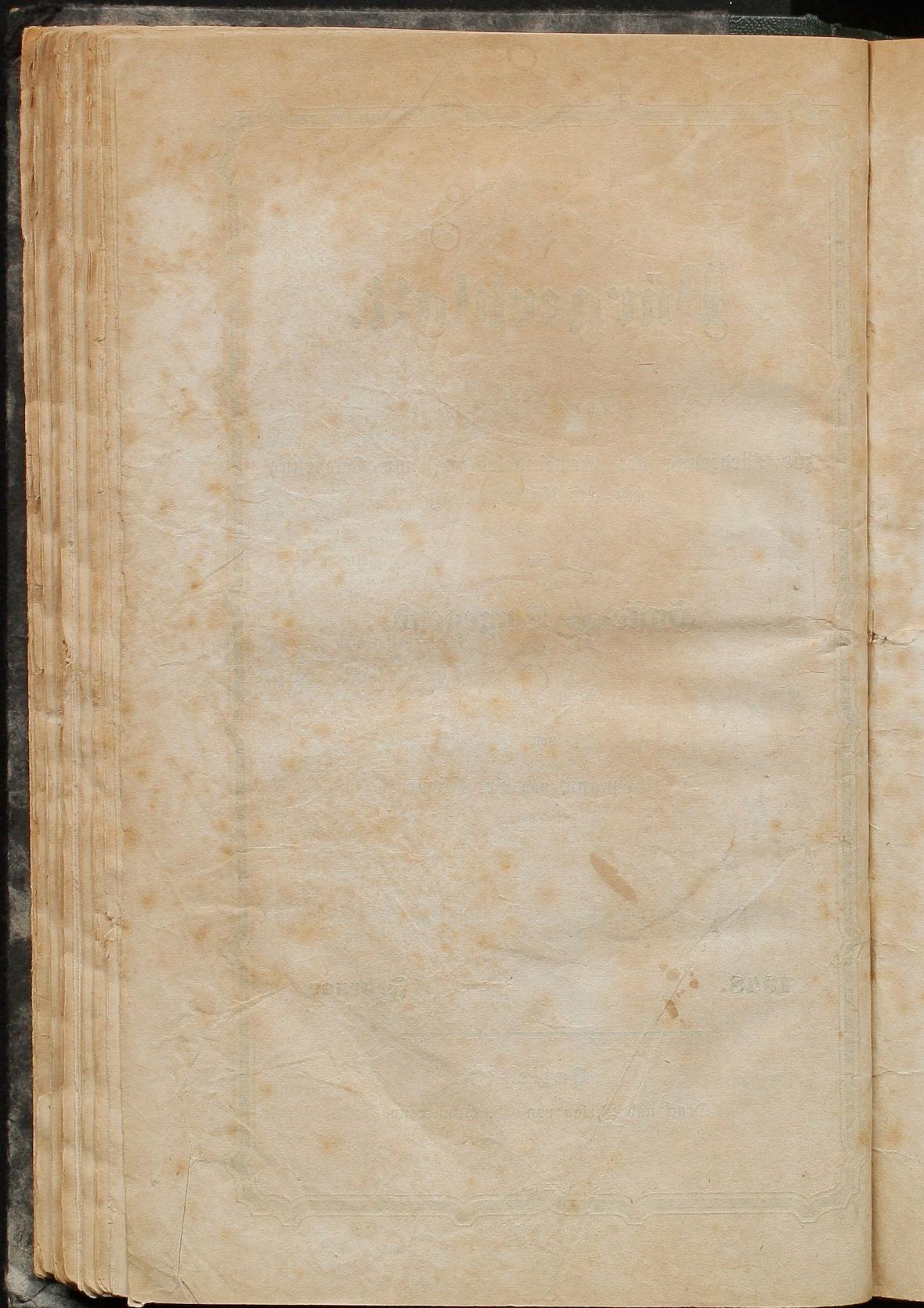
1848.

Februar.

---

Halle,

Druck und Verlag von Ed. Heynemann.



# I. Für das Gemeindeleben.

## Sitzungen der Stadtverordneten in Halle

am 20. December 1847, am 3., 10. und 17. Januar 1848.

Wenn unser Blatt von jetzt ab Berichte über die Sitzungen der Stadtverordneten in Halle bringt, so darf nicht erwartet oder gefürchtet werden, daß wir Lust hätten über jede Kleinigkeit Protokoll zu führen und dadurch namentlich unsere auswärtigen Leser zu langweilen. Nur was interessant, was charakteristisch ist, hat ein Recht auf diesen Platz; nur wo Principien und Lebensfragen auftauchen, da werfen wir Netz und Angel aus. Zwar ist es uns nicht möglich in einzelnen Angaben, namentlich Zahlen, so genau und untrüglich zu sein wie die Protokollauszüge in dem Wochenblatte, welchen wir deshalb unseren Berichten gegenüber ihren guten Werth durchaus nicht schmälern wollen; aber diesen Nachtheil werden wir dadurch aufzuwägen suchen, daß wir nicht bloß die Resultate, sondern ein lebendiges Bild der Verhandlung selbst geben und in dieses die Namen der Redner hineinzeichnen.

In der Sitzung vom 20. December 1847 waren etwa 20 Stadtverordnete und sechs bis sieben Zuhörer anwesend. Wenn man die Jahreszeit und die Gegenstände erwägt, welche als auf der Tagesordnung stehend angekündigt waren, so wird man, wenn auch nicht alle, doch zwei Gründe haben, um sich die geringe Zahl der Zuhörer zu erklären. Die Verhandlungen über das Eichungsamt u. s. w. konnten ihrer Natur nach wenig Anziehendes bieten, dagegen riesen gewisse Bauanschlüsse,

resp. Bauten eine lebhaftere Erörterung und von Seiten des Seilermeisters Hensel die tadelnde Bemerkung hervor, daß der Magistrat wie in andern Fällen so in diesem zusammengehörige Posten getrennt habe, um dadurch die Bewilligung der Stadtverordneten zu umgehen. Es steht nämlich nach einer Uebereinkunft dem Magistrate die Befugniß zu, Bauten, welche unter 30 Thaler kosten, ohne Einwilligung der Stadtverordneten ausführen zu lassen. Ob nun diese Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz über die Verwendung der Kammereinkünfte consequent und gerechtfertigt sei, ob nicht ein Jeder, dem solche Befugniß zusteht, dieselbe so viel wie möglich auszubeuten sucht — was wir übrigens ganz natürlich finden, denn die Stadtverordneten würden in solchem Falle dem Magistrate gegenüber ihr Recht gewiß nicht als ein Brachfeld liegen lassen — das soll hier nicht weiter untersucht werden. Genug, dem Stadtverordneten Hensel ward entgegengehalten, daß es sich hier um zwei von einander unabhängige Bauten handele und daß der Stadtbaumeister bei seinen Voranschlägen nicht die Pflicht habe, an einem Kommunalgebäude die Untersuchung über seine specielle Anweisung auszudehnen. Wir können hier deshalb nicht weiter auf den Gegenstand eingehen, weil wir eine ausführliche Kritik über die Amtsinstruktion des Stadtbaumeisters geben und die Fragen weitläufig erörtern müßten, in wie weit derselbe gehalten sei, bei der ihm aufgegebenen Untersuchung einer Reparatur u. s. w. sogleich andere Reparaturen desselben Gebäudes, deren Nothwendigkeit er erkennt, in Vorschlag zu bringen, und inwiefern er die Pflicht habe, auf alle ihm nothwendig erscheinende Bauten die Behörde aufmerksam zu machen.

In der Versammlung am 3. Januar 1848, wo wir, vielleicht mit Ausnahme eines einzigen, alle Stadtverordnete (resp. deren Stellvertreter) auf ihren Plätzen und etwa 10 bis 15 Zuhörer bemerkten, schritt man nach Verlesung des Protokolls aus der vorigen Sitzung zur Wahl der Beamten für die Leitung der Sitzungen im neuen Jahre. Zum Vorsitzenden ward fast einstimmig wieder der Justizkommissarius Fritsch gewählt. Weniger Einstimmigkeit herrschte bei der Wahl seines Stellvertreters; doch entschied sich eine Mehrheit von 14 Stimmen für die Wiederwahl des Direktors Niemeyer. Als sein

nächster Rival stand der Justizkommissar Riemer da, welcher außerdem die meisten Stimmen erhielt. Zum Sekretär wählte man fast einstimmig wieder den Kaufmann Jakob, und bewies ihm dadurch, daß man dieses schwierigste aller Aemter einem Manne nicht nehmen wolle, der es bisher mit so großer Aufopferung verwaltet hatte. Fast dasselbe Stimmenverhältniß beließ seinen Stellvertreter, Rendant Runde, auf dem alten Posten. — Nachdem die Angelegenheit des an die Tuchmacher verpachteten Zwingertheils erledigt und diesen für die Abtretung eine Entschädigung gewährt war, handelte es sich um den Erlaß der Konventionalstrafe von 200 Thalern für den Kupferschmidtmeister Keil, welcher mit der Kupferbedachung des rothen Thurmes in der kontraktlichen Zeit nicht zu Stande gekommen war. Zwar fand sich wol die ganze Versammlung darin einig, daß ein solcher Erlaß nicht zur Regel werden dürfe, aber für diesen Fall wollte man in Betracht des sehr ungünstigen Wetters und des Umstandes, daß dem Bauunternehmer wol kein Gewinn erwachsen sei, den Erlaß eintreten lassen.

Als hierauf eine Brücke passirt werden sollte (auf der Kleinen Ulrichsstraße, über die Beresina einer Kloake), kam es zu einem etwas hitzigen Gesecht; Einige meinten, man könne wol über dieselbe ohne Bedenken hinüberschreiten, Andere aber hielten den Uebergang doch für bedenklich. Zwar an der Festigkeit der reparirten Brücke zweifelte man nicht, aber man wollte einmal unter derselben hindurch gehen, um von da aus den Bauanschlag zu prüfen. Da brach die alte Eiterbeule von den 30 Thalern wieder auf, und namentlich von Hensel ward der Stadtbaumeister Weise angegriffen, daß er bei seinem Voranschlage mit 30 Thalern auszureichen geglaubt, während die Kosten nahe an 40 Thaler betragen hätten. Hensel machte ihm den Vorwurf, daß er oft nicht weit genug zu sehen scheine. Es war wol besonders die anscheinende Härte dieses persönlichen Tadel's, welcher die Versammlung bestimmte, den Baumeister Weise in Schutz zu nehmen. Auch wir müssen nach unserem unbefangenen Urtheile gestehen, daß es in vielen Fällen höchst schwierig sein muß, einen ganz genauen Anschlag zu machen, und daß namentlich bei dem Bau einer Brücke erst im Ver-



laufe desselben sich ein Mehr von Kosten herausstellt. Daher wird es aber auch stets bei den 30 Thalern fatale Grenzstreitigkeiten geben, so lange man nicht hier eine neue, durchgreifende Bestimmung gibt. Daß übrigens jener Brückenbau nothwendig sei, und hätte er noch mehr gekostet, darin war auch die Opposition einverstanden.

Wir können nicht umhin, von diesem Falle die Veranlassung zu einigen Worten über Opposition überhaupt zu nehmen. Es ist gut, wenn Männer da sind, welche sich vor Welt und Teufel nicht scheuen, ihre Meinung von der Leber weg zu sagen. Aber es liegt eine Gefahr für die gute Sache darin, indem Viele geneigt sind, solch' Widersprechen, namentlich wenn es oft wiederkehrt, für eine Oppositionsmacherei zu halten und sich in anderen Fällen auf die entgegengesetzte Seite werfen zu lassen. Die persönliche Stimmung überträgt sich namentlich da leicht auf die Sache, wo die parlamentarische Uebung deshalb etwas noch nicht Vollkommenes ist, weil immer neue Persönlichkeiten ihre Bahn betreten.

Die Sitzung am 10. Januar 1848 versprach schon deshalb ein größeres als gewöhnliches Interesse, weil man neben 22 Gemeindevertretern etwa 20 Zuhörer auf den Bänken bemerkte. — Nach Verlesung des Protokolls für die vorige Sitzung trägt der Hauptmann v. Altenstadt als Referent seine Erinnerungen über die Armenkassenverwaltung von 1846 (nicht von 1847) vor. Er stellt mehre Fragen, z. B. warum an zwei Auswärtige und an ein uneheliches Kind Geld gezahlt werde. Es erfolgte auf diese Fragen keine Auskunft, vielleicht weil zu viel auf einmal und zu viel hinter einander gefragt wurde, so daß Einzelnes nicht erledigt werden konnte. Auf die fernere Frage, warum außer 400 Thalern an die Klinik noch 100 Thaler an deren Direktor, G. R. Krukenberg, verabsolgt würden, gab der Oberbürgermeister Bertram die Antwort, daß diese Summe früher einmal ausgeworfen sei, von dem Geheimenrath Krukenberg aber zum Zwecke der Klinik für die Armen verwendet würde. Eine andere Frage betraf die von der Armen-direktion an arme Knaben verabreichten Utensilien, als Schurz-felle für Maurerlehrlinge u. s. w., und richtete sich nach einigen Umwegen dahin, ob diese wol nach Würdigkeit vertheilt und ob

über den Gebrauch die gehörige Kontrolle geführt werde. Als diese beiden Gesichtspunkte aus ihrer Vermengung sich abgeklärt hatten, konnte man natürlich auf die Verabreichung nach Würdigkeit nicht weiter eingehen, da die Befugniß dazu der Direktion zusteht und viele arme Meister ohne diese Zugabe einen armen Lehrling nicht annehmen. Es blieb also die Frage nach der Kontrolle übrig. Der Behauptung des Vorstehers Fritsch, daß die Versammlung kein Recht habe, die Armenverwaltung in diesen Einzelheiten zu kontrolliren, und es um so mehr nicht beanspruchen werde, als sie ja von Männern ihres Vertrauens geführt werde, stellte der Maurermeister Stengel die Ansicht entgegen, daß den Stadtverordneten dies Recht zustehe, zumal da sie ja berufen seien, für die Rechnung eine Decharge zu ertheilen, welche ohne eine solche Kontrolle nicht denkbar sei. — Nach unserer Meinung ist diese Befugniß der Stadtverordneten unzweifelhaft, weil sie ja sonst keinen Mißbrauch in der Verwendung der Armenkassengelder rügen dürften. Es kommt aber dabei natürlich auf bestimmte Fälle an und auf die Stellung der Armenkommission gegenüber den Lehrherren solcher Lehrburschen, und da ist wol anzunehmen, daß die Lehrherren gewissenhaft für den angemessenen Gebrauch solcher Gegenstände Sorge tragen werden. — Da sich bei dieser Debatte ergab, daß oft Gegenstände von Neuem aufgenommen werden, welche bereits früher ihre — ob auch grundsätzliche? — Erledigung gefunden haben, so wäre es wol wünschenswerth, wenn — vielleicht mit Hilfe der Akten — vorkommenden Falles einer unnützen Verschwendung von Worten ein Niegel vorgeschoben würde.

Dem Vorsteher der hiesigen Taubstummenanstalt Klotz bewilligte man hierauf die Befreiung seines Hauses von der Einquartirung, jedoch nicht für immer, sondern nur für das nächste Jahr.

Die Bitte eines städtischen Lehrers um Gehaltserhöhung (von 175 Thalern auf 200), welche vom Vorsteher und Referenten Fritsch, vom Magistrate, vom Apotheker Kolberg und anderen Stadtverordneten befürwortet ward, gab zu allgemeiner Erörterung über die Gehaltserhöhung der Lehrer überhaupt Veranlassung. Denn man konnte sich nicht verhehlen, daß wenn man dem Einen eine solche gewähre, auch andere

darum nachsuchen würden. Man war allgemein der Ansicht, daß in der Besoldung der Lehrer etwas geschehen müsse, und namentlich an dem Justizkommissar Riemer fand diese Ansicht einen lebhaften Vertreter. Der Ansicht, welche z. B. vom Hauptmann von Utenstadt geltend gemacht wurde, daß man den Lehrern, welchen eine Erhöhung bewilligt würde, die Verpflichtung auferlege, eine Zeit lang sich an die Stadt zu binden, trat, und wol mit haltbaren Gründen, namentlich der Rendant Runde entgegen, welcher nicht wollte, daß man einem solchen Manne auch nur auf eine kurze Zeit die Aussicht benehme, anderorts seine äußere Lage zu verbessern. Da der Sekretär Jakob die Bemerkung machte, daß die Angelegenheit der Gehaltserhöhung mit Nächstem in umfassender Weise der Versammlung werde vorgelegt werden, so ließ man den obigen speziellen Fall bis dahin einstweilen unerledigt. Wir freuen uns, daß die Stadtverordneten die Ueberzeugung haben, eine Stadt wie Halle müsse ihre Lehrer, welche eins der schwersten Aemter trügen, genügend besolden, um tüchtige und freudige Männer nicht bloß zu erhalten, sondern auch zu behalten.

Scheinbar unbedeutend war die Erörterung über das Gesuch eines Tischlers um Schutzbürgerchaft, aber dennoch wegen der Ansichten, welche dabei offenbar wurden, nicht ohne Bedeutung. Wer nämlich vom Auslande (in diesem Falle aus Meiningen) in Halle als Schutzbürger aufgenommen wird, fällt im Falle der Verarmung der Stadtkasse zur Last. Um diese Möglichkeit abzuwenden, erklärten sich unter den Rednern namentlich Runde und der Leberhändler Friedrich mit dem Antrage des Magistrats, welcher auf Abweisung ging, einverstanden, während der Dekonom Sioli als Referent die Aufnahme lebhaft befürwortete, da der Mann geschickt und fleißig sei. Auch Riemer meinte, daß obwol man keinen Grundsatz daraus machen dürfe, man doch Ausnahmen gestatten könne. Nach Sioli's Ansicht trafen eben die für die Ausnahme geforderten Eigenschaften zu, und dennoch waren bei der Abstimmung nur Sioli und Borsdorf für die weitherzige Praxis, d. h. für die Aufnahme. — Wir sind auch unbedingt für die Aufnahme eines ordentlichen und geschickten Mannes, namentlich wenn dadurch von Außen neue Keime und Fortschritte in die

oft altväterische Kunst gebracht werden, welche vom Vater auf den Sohn forterbt. Da nun allerdings Meinungen unter die Länder gehören soll, wo man den Preußen auch nicht die freie Niederlassung gewährt, so muß man allerdings Repressalien ergreifen und Gleiches mit Gleichem vergelten, bis ein solcher Deutschlands unwürdiger Zustand aufgehoben wird; aber nur mit den unsicheren Subjekten würden wir so verfahren. Eine solche Familie zahlt der Stadt ihre Steuern, warum soll man ihr, falls sie einen guten Ruf hat, nicht auch Rechte geben?

Indem wir über die Erbbegräbnisangelegenheit des Landraths von Bassewitz hinweggehen, müssen wir einen langjährigen Zankapfel in die Hand nehmen, von welchem auch heute noch kein Bürger singen kann:

Der König und die Kaiserin,  
Des langen Haders müde,  
Erweichten ihren harten Sinn  
Und machten endlich Friede.

Wir meinen die Hospitalfrage. Es handelt sich — wie wir für Auswärtige bemerken — um das hiesige Hospital zum heil. Cyriakus, und zwar um die Kleinigkeit von 200,000 Thalern. Denn in dieser Summe besteht das Vermögen der Stiftung. Während die jetzigen Stadtverordneten wol ohne Ausnahme die Ueberzeugung haben, daß es städtisches Eigenthum sei und daher seine Verwaltung ihrer Kontrolle unterliege, behauptet der Magistrat das Gegentheil. Indem wir uns vorbehalten, in einem der nächsten Hefte den ganzen geschichtlichen Verlauf der Streitfrage, jedoch mit der nöthigen Kürze, darzustellen, müssen wir uns jetzt auf die Verhandlung der Sitzung vom 10. Januar beschränken. Obgleich die Verhandlung nicht regelmäßig von Einem zum Andern fortschritt, sondern einige Sprünge machte, bald vom Allgemeinen zu dem Besonderen, bald umgekehrt, so wollen wir sie doch wo möglich in dieser ihrer Originalität (Ursprünglichkeit) wiedergeben.

Die amtliche Veranlassung zur Wiederaufnahme des Gegenstandes war — obgleich die Zuhörer erst allmählig dies erfahren — die vom Magistrate den Stadtverordneten vorgelegte Rechnung über die Verwaltung des Hospitals, und zwar in Folge eines früher einstweilen abgeschlossenen oder — wie An-

dere behaupten — nur vorgeschlagenen Vergleiches zwischen den beiden Behörden, wonach der Magistrat die Koncession machte, den Stadtverordneten die Einsicht in die Verwaltung und das Recht zu gewähren, ihre Erinnerungen dagegen nöthigen Falles bis zu den höheren Behörden zu verfolgen. Darnach hätte zwar nur der Verwaltungsbericht resp. Etat Gegenstand der Verhandlung sein müssen, allein der Referent, Justizkommissar Gödecke, hatte um so mehr geglaubt, die Streitfrage nach dem Eigenthumsrechte wieder aufnehmen zu dürfen, als seine Kollegen neuerdings immer fester die Ueberzeugung von dem ihnen zustehenden Eigenthume gewonnen hatten und außerdem von dem Sattlermeister Lindner, welcher dieser Ueberzeugung schon manches Opfer gebracht hat, an die einzelnen Stadtverordneten eine kleine Schrift — aber nur privatim — überreicht worden war, worin er sein Recht von Neuem zu begründen suchte.

Gödecke begann mit der Besprechung der Eigenthumsverhältnisse, und suchte, was man wol in früheren Jahren zu sehr vernachlässigt hatte, das Eigenthumsrecht der Stadt, wovon die Kontrolle hauptsächlich abhängt, mit allen ihm zu Gebote stehenden Gründen darzuthun. Der Magistrat, sagte er, führt an, daß das Hospital als pia causa (fromme Stiftung) eine moralische Person, also kein privates Eigenthum der Stadt sei. Gödecke gibt zwar zu, daß das H. eine fromme Stiftung sei; aber darauf komme es hierbei gar nicht an, denn es sei eine städtische Stiftung und als solche, selbst nach dem Stiftungsbrieft, der Kontrolle und Entscheidung der Stadtverordneten unterworfen; und wenn man bestreite, daß die Stadt früher dem Rathe gegenüber Vertreter gehabt habe, so seien dieselben doch jetzt da. Den zweiten Grund, daß der Magistrat einige Male Patron des H. genannt worden sei, wies er als ein bloßes, nichtsagendes Wort zurück. Daß aber drittens auch Auswärtige in der Anstalt verpflegt würden, beweiße eben so wenig etwas, indem es recht wol denkbar sei, daß ein Eigenthümer gegen gewisse Rechte solche Pflichten übernehme. — Nach dieser gründlichen Auseinandersetzung, mit welcher wol alle Stadtverordneten und Zuhörer einverstanden waren, ging Gödecke auf den Vergleich von 1843 ff. über, mit welchem nur eine Einsicht, aber damit nichts Wesentliches gewonnen sei, da doch

das Institut in einer höchst wichtigen Verbindung mit der städtischen Armenpflege stehe oder stehen müsse. Dagegen stellte der Oberbürgermeister Bertram die Behauptung auf, daß der Vergleich den Stadtverordneten eine wesentliche Einwirkung gebe, eine Behauptung, welche von mehrern Seiten entschiedenem Widerspruch fand.

Eine noch interessantere Wendung nahm die Sache als der Sekretär Jacob vier Ministerialschreiben mittheilte, welche, im Gegensatz gegen die Meinung der hohen Behörden im Jahre 1834, den Grundsatz aussprechen, daß von Hospitälern, wenn nicht ganz klare Gründe vorlägen, anzunehmen sei, sie seien städtisches Eigenthum. Nachdem sich noch mehrere Stimmen, namentlich die des Rechtskundigen Riemer, für die Ansicht des Referenten ausgesprochen hatten, wollte der Präsident zur Fragestellung schreiten. Es ergab sich aber, daß die Doppelfrage: „Will die Versammlung das Hospital zu gewinnen suchen auf dem „strengen“ (administrativen oder Rechtswege) oder „milden“ Wege?“ für die Versammlung noch nicht reif war. Zwar hatte man sich klar gemacht, welches der administrative Weg sei, nämlich wiederholtes Gesuch bei der Regierung, dem Oberpräsidenten, dem Ministerium, dem Könige um Zurücknahme der früheren Bestimmungen, und die Ueberzeugung gewonnen, daß bei einer möglichen ungünstigen Antwort die ganze Sache ein- für allemal verloren gehen könne; aber wenn geäußert wurde, daß man nicht wisse, wen man zu verklagen habe, da man gegen das Hospital nicht klagbar werden könne, weil dadurch dessen Selbstständigkeit anerkannt werde, so war es wol nur eine rücksichtsvolle Schonung, daß man den Magistrat als diesen Gegner nicht nannte. Indessen handelt sich's ja um juristische Formen, und der Vertreter des Magistrats würde keineswegs sich verlekt gefühlt haben. Da die vier in der Versammlung sitzenden Rechtskundigen auch gegen den Proceß sich aussprachen, weil er eben so gefährlich sei, als der sogenannte administrative Weg, so ließ sich die Versammlung überhaupt bestimmen, ihn zu verwerfen.

Man mußte sich nun klar machen, was unter dem milden oder gütlichen Wege zu verstehen sei. Fritsch wollte auf geschichtlichem Wege wieder zu dem Eigenthumsrechte gelangen. Das Institut sollte durch Zeitumstände wieder in die städtische

Verwaltung zurückkehren. Da dies aber eine zu unbestimmte Aussicht gewährte, so suchte man die Art und Weise näher zu bezeichnen, und während Jacob rieth, man möge durch Subscription, Erbschaften u. s. w. mehrere Stellen bei dem Hospitale unter der Bedingung der Kontrolle darüber gründen, schlug der Kaufmann Korn vor, den Magistrat zu bitten, freiwillig auf sein vermeintliches Recht zu verzichten. Darüber konnte natürlich der Vertreter des Magistrates keine bestimmte Aeußerung thun; er meinte jedoch, daß auch die Regierung hierbei ein Wörtchen mitzusprechen habe. Wir können uns unmöglich denken, daß der Magistrat jetzt noch die volle Ueberzeugung hegt, er sei im wohlbegründeten Rechte. Und wird er deshalb nicht auf gültlichem Wege die gewünschte Eintracht herstellen? Wir hoffen es. Indes könnte man — was auch zur Sprache kam — die Frage aufstellen, ob das Vermögen des Hospitals eben so sicher sei vor Angriffen u. s. w., wenn es als städtisches Eigenthum als wenn es als das einer frommen Stiftung dastehet, ferner ob es gerathen sei, sein Vermögen mit dem der Kämmererei zusammenzuwerfen. Die Meinungen hierüber waren getheilt, und es läßt sich in der That schwer darauf antworten\*).

Nachdem der Referent noch Einiges in dem vorliegenden Etat gerügt hatte, kam es in Folge der verunglückten Abstimmung, welche bewies, wie schwer die Fragestellung sei, wieder zu einer solchen, und nur der Kaufmann Borsdorf erklärte sich dafür, sofort den strengeren Weg einzuschlagen. Dies hieß also so viel: Wir wollen in der Sache etwas thun, während die übrigen Stadtverordneten durch ihre Abstimmung streng genommen die Erklärung abgaben, daß man jetzt Nichts thun, sondern warten wolle. Die Zeit wird lehren, wer von beiden Recht hat.

Die Sitzung vom 17. Januar 1848 bot im Ganzen wenig Bemerkenswerthes bis auf das in sehr bestimmten und energischen Ausdrücken von Jacob abgefaßte Protokoll über den 10. Januar, worin er die Ueberzeugung von dem städtischen Eigenthumsrechte wiederholt aussprach. Wir glauben uns bei der Vermietung von vier Kellern, bei dem Eichungs-

\*) Da ein jeder Magistrat wenigstens die moralische Pflicht hat, das Eigenthum seiner Stadt zu vermehren anstatt zu vermindern, so scheint nur die angegebene Rücksicht der Beweggrund der entgegengesetzten Handlungsweise gewesen zu sein.

und Wageamte, bei der Eichorienfabrik, bei dem Etat des Hospitals und der Kammerei pro 1848, wobei Uffessor Dryander die von der Versammlung genehmigte Forderung aussprach, daß zu diesem Zwecke jedesmal eine Kommission von wenigstens drei Stadtverordneten gewählt werde, nicht aufhalten zu dürfen, und machen nur auf die Verhandlung über die Thierquälerei aufmerksam, welche besonders der Bürgerversammlung an das Herz gelegt wurde. — Die Zahl der anwesenden Stadtverordneten war 23, die der Zuhörer kaum 7 bis 8.

Sasemann.

### Das Schulwesen.

#### Erster Artikel: die Armenschule.

Daß man das Schulwesen noch so wenig beachtet, daß weder der Staat noch die Gemeinden hinreichende Sorge für dasselbe tragen, ist eine bedauerliche Thatsache, welche beweist, wie wenig man die Schule begriffen hat als den Boden und die Voraussetzung eines tüchtigen Gemeinde- und Gewerbelebens. Die schlimmen Folgen dieser Vernachlässigung dürften vielleicht erst bemerkt werden, wenn die Hülfe zu spät kommt. Zwar haben sich die Schulmänner bemüht, ihre Methode zu vervollkommen, ihre Ansichten zu berichtigen; sie haben dicke und dünne Bücher geschrieben, sie predigen ihre Lehren von den Dächern der Schulzeitungen; aber das Publikum bilden sie selbst, und die Behörde nimmt etwa nur Notiz, wo es Etwas zu strafen giebt, die Vorsteher der Stadt- und Landgemeinden nehmen aber noch weniger Notiz, obschon sie doch so sehr interessirt sind, da es sich um das Wohl ihrer Kinder, um die ganze künftige Generation der Bürger handelt.

Da die Lehrer keine Macht haben, durchgreifende Veränderungen im Schulwesen einzuführen; da sie nur sich bessern dürfen, nicht aber den Schulorganismus; so ist eine zeitgemäße Entwicklung der Schuleinrichtung bis heute unterblieben, und das Schulwesen selbst aber der dunkelste, ungeordnetste Winkel des Gemeinbewesens, voller Spinnweben und allerlei Polsterkrum geblieben.

Das Elementar- und Volksschulwesen bedarf aber einer radicalen Reform, wenn es seinen hohen, wichtigen Zweck einer allgemeinen Volksbildung erfüllen soll. Es ist wohl hier und

da einmal geflickt, ein neuer Balken eingezogen, noch ein Fenster angebracht; aber es zeigen sich immer mehr Risse und Spalten, und die Kluft zwischen der Schule und den Anforderungen des Lebens wird immer weiter. Denn daß die Schule, wie sie gegenwärtig ist, ihren Zweck nicht erfüllen könne, ersieht man schon daraus, daß noch Lehrlingschulen, Gesellen- und Handwerkervereine nöthig geworden sind. Es liegt der Mangel aber nicht sowohl an der Schule selbst, sondern an den Gemeinden, an dem gesammten Schulorganismus, der eben kein Organismus ist, sondern eine zusammenhangslose Masse, dessen Fugen mit altfränkischen Schnörkeln überdeckt sind.

Wie sieht es in der Schule aus? Eine Lektion jagt die andre; kaum hat das Kind an dem Lehrgegenstand ein Interesse gewonnen, so ist die Lehrstunde vorüber, und es wird ein ganz anderer Lehrgegenstand aufgetischt. So wird das Kind tagtäglich hin- und hergezerrt, kostet von jedem Gericht, kann sich aber an keinem recht satt essen. Unsrer Lektionspläne sind wahre Hungerkuren des Geistes. Was lernt aber das Kind? Dinge, die es nicht verstehen kann, für die es keinen Sinn hat, z. B. die Gebote, eine Menge Bibelsprüche, Zahlen von Königen und Schlachten, Namen asiatischer, türkischer und spanischer Flüsse und Gebirge. Wie wird dem Kinde das beigebracht, wogegen die Natur sich sträubt? Es werden Scheltworte, Schläge, Nachsagen und dgl. Nürnberger Trichter gehandhabt. Und wie lange währt solches Gedächtniswesen, was im Verstande und Herzen keinen Boden finden konnte? Vier Wochen nach dem Examen ist Alles vergessen.

Doch ich will nicht zu weit abschweifen, da ich in einer Reihe von Artikeln den Lesern die Ansichten vorlegen will, wie sie sich mir aus meinen Studien und aus eigener Prüfung ergeben haben. Vielleicht gelingt es mir, die Aufmerksamkeit der städtischen Behörden auf diesen wichtigen Gegenstand zu lenken, damit das endlich ins Werk gesetzt werde, was längst Wunsch und Ueberzeugung vieler Schulmänner ist. Es ist grade genug geschrieben über das Schulwesen, es kommt gegenwärtig darauf an, daß das Wissen zur That wird. Der Drang nach Reformen, der sich auf allen Gebieten des Lebens zeigt, regt sich auch in der Schule, die einer zeit- und zweckge-

mäßigen Verfassung entgegenstrebt. Es beruht aber unsere gesammte Bildung auf der Schule, in ihr liegt die Zukunft der heranwachsenden Jugend, sie ist die Vorbereitung zum bürgerlichen Leben, zum kirchlichen und staatsbürgerlichen Wirken; ohne eine tüchtige Schule kann nichts Tüchtiges geschaffen werden; eine gute Schule endlich ist die erste Ausgleichung der Unterschiede im geselligen Leben, sie ist die erste Vorkehrungsmaßregel gegen die zunehmende Unsittlichkeit und Verarmung. Freie Völker haben daher auch auf ein gutes Schulwesen gehalten; während z. B. Preußen mit 15 Mill. Einw. jährlich 70000 Thlr. für seine Volksschulen ausgiebt, verwendet Zürich, welches nur 230000 Einw. hat, auf seine Schulen jährlich 14000 Thlr.

Doch zurück auf die Armentschulen! Das Armenwesen ist das furchtbare Gespenst, welches mit der Zerrüttung und Auflösung aller bestehenden Verhältnisse droht, da es endlich zu einer allgemeinen Verarmung führen muß. Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Mittellosen, von Jahr zu Jahr müssen an die Armenkasse Zuschüsse gemacht werden, und doch zeigt sich selten ein Besserwerden. Mir scheinen nur noch zwei Auswege möglich, nemlich eine gründliche Reform des Armenwesens, indem man die Almosen nicht schenkt, sondern verdienen läßt, denn nur die Arbeit macht sittlich, und dann eine bessere Erziehung der Armen, so daß leibliche und geistige Hülfe zugleich angewandt wird.

Das Almosengeben wird zwar allgemein für eine christliche Tugend gehalten, aber thatsächlich führt es einen großen sittlichen Nachtheil mit sich: es stumpft das Ehrgefühl ab und ertödtet den Selbsterhaltungstrieb. Der Arme verliert die Schaam, sich ohne Arbeit von fremder Hand ernähren zu lassen, er hält sich für berechtigt, Almosen zu empfangen; daher ist er auch undankbar, daher wirthschaftet er schlecht, weil er darauf troht, daß man ihn nicht dürfe hungern lassen, weil er um so mehr Recht auf Almosen zu haben meint, je mehr Kinder er hat. Dies ist die eine Ursache der wachsenden Armuth; von der andern Seite trägt aber auch die Gesellschaft einen großen Theil Schuld dadurch, daß sie sich nicht bemüht, den Armen geistig zu heben, zu belehren über wirthschaftliche Ge-

genstände u. s. w. Wenn der Vornehme beim Gänsebraten und einem Glase Wein sitzt, glaubt er genug zu thun, wenn er dem Bettler vor dem Fenster ein Stück Brod oder Geld reicht. Man muß den Armen aber auch das Geld nützlich anwenden lehren.

Ein solches Almosen sind nun auch die Armenschulen, die den Schaden gewiß nur verschlimmern, statt zu verbessern. Das Wort Armenschule ist durchaus zu verwerfen; denn es ist ungerecht, schon die Kindheit nach zufälligen Unterschieden, wie der des Besizes von Geld ist, zu trennen. Es hat eine besondere Armenschule aber noch den Nachtheil, daß das Kind von Klein auf den Eindruck empfängt, von der Gesellschaft ausgestoßen, dieser eine Last zu sein. Es schleichen mit dem Gefühl des Gedrücktheits bald Haß, Neid und Undank gegen die Gesellschaft in des Kindes Herz und vergiften seine ersten Empfindungen und Gedanken. Nun rechne man dazu den Einfluß des Vocals, die überfüllten Klassen, das strenge Stockregiment, durch welches eine Heerde verwildeter Buben einigermaßen in Ordnung gehalten werden muß, so wird man einsehen, daß hier von einem sittlichen, von einem erziehenden Einfluß der Schule nicht die Rede sein kann. Die Eltern sehn die Armenschule für eine Beschimpfung, die Kinder aber für eine Art Zuchthaus an, das man möglichst gern vermeidet. Endlich darf man nicht übersehen, welchen verderblichen Einfluß die verwilderte Straßenjugend auf einander hat.

Anders würde es werden, wenn man diese Kinder unter bessere, gestüttere mischte, in freundlichere Locale versetzte, sie nicht wie den Auswurf der Menschheit behandelte, sondern den andern Kindern gleich stellte. Sie werden aus dem Umgange mit bessern Kindern gewiß manches Gute lernen, sittsamer und ordnungsliebender werden, sie werden mehr auf ihr Aeußeres halten; denn die Jugend erzieht sich gegenseitig am besten.

Man streiche also die Armenschulen: bilde eine zweite Bürgerschule. Die Grundsätze nach welchen weiter verfahren werden muß, lassen sich auf drei Punkte zurückführen.

1. Man wecke, nähre und befestige das Ehrgefühl als den Grund zur Sittlichkeit.

2. Man halte die Kinder frühzeitig zur Arbeit an, wecke die Selbstthätigkeit.

3. Man entziehe sie so lange als möglich dem verderblichen Einflusse des elterlichen Hauses.

Wenn ich verlange, daß man das Ehrgefühl bei den Kindern wecken und kräftigen soll, so meine ich hiermit nicht sowohl das Verfahren des Lehrers gegen die Schüler, sondern die Einrichtung der Schule selbst, welche auf diesen Grundsatz sich stützt. Es darf zunächst keine Armenschulen mehr geben, und das Kind des Armen darf dem Umgang mit Altersgenossen anderer Stände nicht entzogen werden, wenigstens in den Elementarklassen nicht. Es darf die Schule aber auch nicht ohne Schulgeld besucht werden, sei es, daß man eine Schulsteuer einführt anstatt des Schulgeldes, so daß der Beitrag zur Schule als zu einer öffentlichen Anstalt, als zu einer Gemeindeangelegenheit auch als Gemeindelast getragen werde, oder sei es, daß man die Schüler in zwei Arten theilt, und zwar so, daß in der ersten Bürgerschule das bestehende Schulgeld bezahlt wird, in der zweiten aber nur sehr wenig, sei es monatlich auch nur 1 Sgr. Das Erlassen des Schulgeldes muß, so weit es geht, vom Fleiße und guten Betragen abhängig, also eine Belohnung sein, die verdient werden muß. Diese Schüler heißen Freischüler, und dieser Name ist ein Lob; besonders gute Schüler müssen als Freischüler auch die erste Bürgerschule besuchen dürfen. Ferner müssen Prämien vertheilt werden an musterhafte Schüler, ja einzelne Familien finden sich wohl geneigt, einen solchen musterhaften Freischüler zum Gespielen ihrer Kinder zu machen, damit dieser Knabe immer das Beispiel gesitteter und gebildeter Menschen vor sich hat. Auf diese Weise muß die Schuleinrichtung auf das Ehrgefühl wirken.

Da aber diese Freischüler durch ihren Stand bestimmt sind, sich durch ihrer Hände Arbeit zu nähren, so muß die Schule auch hier rüchtig mit eingreifen, indem sie den Schüler zur Arbeit anhält, ihn nöthigt, sich seinen Unterhalt verdienen zu helfen und ihn vorbereitet, nach dem Abgang von der Schule ein gutes Unterkommen zu finden. Der Freischüler soll nicht allein seine Schularbeit machen, die aber so gering wie möglich sein soll, er soll nicht allein zu Ordnung und Reinlichkeit

angehalten werden, sondern soll sich auch eine hinreichende Geschicklichkeit und Anstelligkeit zu allerlei Handreichungen und Diensten erwerben; kurzum er soll arbeiten, sich sein Brod verdienen und überhaupt dienen lernen.

Solche Geschicklichkeiten sind nicht nur Schreiben, Zeichnen und Rechnen, die ihm eine bessere Zukunft verschaffen können, sondern auch wirkliche Handarbeit. Wenn das Mädchen stricken und nähen lernt, soll der Knabe etwas Papparbeit, Drechseln, Holz hacken, Graben u. s. w. lernen oder kleine Dienste, als Botengänge, u. dgl. verrichten. Es werden sich gewiß einige Meister oder Gesellen bereit finden, hierin zu unterrichten.

Diese Arbeit muß bezahlt und der Ertrag zur Anschaffung von Schulbüchern, Speisung und kleinen Schulfesten verwendet, über das Verdiente aber Buch geführt werden. Endlich würde es gut sein, wenn die Schule durch die Bereitwilligkeit einiger Meister in den Stand gesetzt würde, einzelnen begabten und musterhaften Schülern einen Lehrherrn zu verschaffen, wenn sie die Schule verlassen.

Was den dritten Punkt anlangt, so dürfte er leicht der wichtigste sein, da viele Kinder im elterlichen Hause Dinge sehn und hören, vor denen ihr kindlicher Sinn lange bewahrt sein sollte. Daher sind die Kinderbewahranstalten so sehr wichtig und nothwendig; ebenso sehr aber auch die Abend- und Sonntagsschulen für Lehrlinge und Kinder über 14 Jahren. Die schulpflichtigen Kinder selbst sollte man auch so lange als möglich im Schulhause behalten unter Aufsicht der Lehrer und Aufseher. Läßt sich der Vorschlag der Arbeit ausführen, so können sie wohl ihr Mittagsbrod verdienen, wenn sie einen Kartoffelgarten und einen Gemüsegarten bebauen oder durch ihre Arbeit sonst etwas verdienen.

Meine Ansicht ist die, daß man die Kinder im Sommer früh um 7 Uhr, im Winter um 8 Uhr in der Schule versammelt. Vormittags haben sie Unterricht, Nachmittags aber arbeiten sie, und zwar etwa von 1—3 oder 4 im Garten oder an der Hobelbank, von 4—5 oder 6 aber machen sie ihre Schularbeiten.

Es hängt natürlich von den Geldmitteln der Kommunen

ab, ob sie auf diese Vorschläge, die übrigens hier und da bereits ausgeführt sind, eingehn kann, und wie weit sie darauf eingehn kann. Aber anfangen muß man mit dem ersten Vorschlag, weil er der einfachste und leichteste ist. Mit der Zeit und nach einiger Erfahrung läßt sich wohl noch dies und jenes besser und zweckmäßiger einrichten.

Hohe Zeit ist es aber, daß der Armuth auch durch geistige Mittel geholfen werde, denn die Verbreitung der Bildung ist ein kräftiges Schutzmittel gegen die überhand nehmende Unsitlichkeit. Ich erlaube mir zum Schluß das hier zu wiederholen, was ich in der von Löw und mir herausgegebenen „pädagogischen Monatschrift“ gesagt habe:

„Das Kind soll so erzogen werden, daß es dereinst als Bürger die Gesetze des Staates befolgt; um dies zu können, muß es in den Stand gesetzt werden, dieselben zu verstehen. Bibelsprüche und Liederverse aber reichen zu einer sittlichen Bildung nicht aus. Hat namentlich der Arme Kenntnisse und Bildung, so hat er mehr Mittel sich zu nähren, und ist eher fähig, sich mit Geisteskraft und Willensstärke gegen die Versuchungen der Armuth zu wappnen. Wie ist der Fabrikarbeiter, der Tagelöhner anders vor dem Verderben zu retten, das geistiger Stumpfsinn über ihn bringt? Vom frühesten Alter an war sein Leben ein leibliches Hungern und ein geistiges Verkommen! Oder ist es nicht genug, daß der Arme leiblich darben, leiden und verstumpfen muß, soll er auch geistig verkrüppeln, absterben und verthieren? Die Pforten der Bildung, der Menschwerdung sind ihm verschlossen, er wird aus dem Reiche des Geistes, aus dem Kreise der veredelnden Bildung hinausgestoßen in die Wildniß der groben Sinnlichkeit. Wer trägt die Schuld, daß seine Wünsche so niedrig, seine Leidenschaften so roh, sein Dasein nur eine Kette grober sinnlicher Begierden und Genüsse ist? Wer anders hat dies zu verantworten als die Gesellschaft, die ihn verstoßt und als einen Unreinen flieht? Hier stopfe man die erste Quelle der Laster und Verbrechen!

Während wir auf unser Christenthum als die Religion der Bruderliebe pochen, schreiten wir hartherzig und erbarmungslos an dem namenlosen Elende unsrer Mitbrüder vor:

Bürgerblatt 1848.



über. Wir declamiren gegen Negerhandel und Sklaverei, aber an der geistigen Knechtschaft unsrer Armen nehmen wir keinen Anstoß. Unsrer gerühmte Civilisation ist zum Theil nur verlarvte Barbarei, unsre Frömmigkeit oft nur Unglauben an den Gott der Liebe und der Wahrheit, unsre Tugend und Milde nur Selbstsucht, da wir dem Armen nur geben, um ihn nicht zur Verzweiflung zu treiben.

Wodurch können wir aber das drohende Verderben des riesenhaft anwachsenden Proletariats abwenden, wodurch unsre Humanität, auf welche wir mitten in unsrer Barbarei so stolz sind, besser beweisen, als dadurch, daß wir dem Armen es möglich machen, Mensch zu werden, daß er sich das Edelste, was der Mensch besitzen kann, aneignen kann, nemlich die Erkenntniß dessen, was gut und wahr ist? Wir verachten ihn wegen seiner Unwissenheit. Wie ungerecht! da wir ihm nicht erlauben, etwas zu lernen. Der Arme kann sich der Verlockung zum Bösen nur durch eigne Geisteskraft entziehen, indem er Gutes und Böses unterscheiden und jenes als das Göttliche, zugleich aber auch als das menschliche Erbtheil von Gott lieben lernt! Wir glauben aber genug gethan zu haben, wenn das Kind ein paar Bibelsprüche hersagen kann. Wie sollen die aber in seinem ungebildeten, verkümmerten Herzen Wurzel fassen? Sind sie für ihn nicht todte Schätze? Wir beklagen manches Talent, das in Sorgen und Glend untergegangen ist; aber jene Millionen beklagen wir nicht, die eine ganze Lebenszeit in düstern Sinnenleben verbringen, ohne einen Blick der Selbsterkenntniß in ihr trübes Innre thun zu können, da sie nicht einmal das Bedürfniß geistigen Lebens haben, da sie nur die verpestete Luft des Glends, die auslösende Schwüle des Sinnenrausches kennen! Die Gesellschaft begeht einen großen Irrthum, wenn sie Sittlichkeit und Bildung verlangt, ohne dafür gesorgt zu haben, daß alle ihre Glieder dazu erzogen werden. Oder soll das Kind des Tagelöhners, welches sich vom achten Jahre an selbst ernähren muß, welches auf der Straße aufwächst, welches mit Hunger und Kälte zu kämpfen hat, soll das von selbst sittlich werden?

Die Schule ist die Säugamme der Staatsbürger, sie soll den jungen Geist zur Sittlichkeit erwecken und heranbilden,

soll die Jugend zu Menschen erheben, sie für die Göttlichkeit der Gesetze und des Menschen empfänglich machen. Indem sie den Samen der Humanität, der christlichen Tugend der Menschenliebe in alle Herzen austreut, hebt sie den Vöbel auf; indem sie ihn den Gebrauch der Vernunft lehrt, ihn zum Selbstbewußtsein führt, macht sie ihn fähig, an dem Geisterreich des Staates, der Kirche, der Gesellschaft Theil zu nehmen und sich zum Ideal der Menschheit zu erheben.

FrD. Körner.

### Ueber das Nachweisungs-Büreau für Arbeiter und Arbeitgebende.

Es ist in letzterer Zeit die Frage aufgeworfen worden, ob das Arbeits-Nachweisungs-Büreau zweckmäßig sei oder nicht. Diese Frage ist dahin beantwortet worden, daß zwar an der Zweckmäßigkeit desselben Niemand zweifle, aber wenn es Nutzen stiften solle, müsse die Einrichtung desselben verbessert werden, indem ein Einzelner, welcher besonders noch mit vielen andern Arbeiten überhäuft sei, der Sache nicht die gehörige Aufmerksamkeit in allen Theilen widmen könne; daß es vorgekommen sei, daß Arbeitsuchende keine Arbeit erhalten hätten, wenn nicht zu gleicher Zeit ein Arbeitgeber sich gemeldet habe, sondern zwischen diesen beiden Anmeldungen mehrere Tage verstrichen gewesen wären.

Beispielsweise führt man an, daß wenn sich ein Arbeitsucher als Stampfer oder Markthelfer gemeldet, ein Arbeitgeber aber einen Hausknecht gesucht, welche Arbeit doch der Arbeitsucher gewiß auch verrichtet haben würde, keinem von Beiden Nachricht davon gegeben worden sei, indem die Art der Arbeit nicht mit gleichen Worten angegeben worden sei. Oder ein anderes Beispiel. Wenn eine Frau zum Scheuern von Stuben u. s. w. sich gemeldet habe, ein Arbeitgeber aber eine Aufwartefrau gesucht habe, seien Beide unberücksichtigt geblieben, obgleich es oft der Fall sein kann, daß die Scheuerfrau sich auch zur Aufwartung eignet.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde vorgeschlagen, Mehrere bei dieser Sache zu theiligen, damit die Arbeit nicht

einem Einzelnen, schon anderweit beschäftigten zur Last würde und auf diese Weise die Sache besser übersehen werden könne. Aber hier kommt ein anderer Uebelstand zum Vorscheine.

Wenn nemlich Einer von den dies Amt übernehmenden Männern an einem Ende der Stadt wohnt, und es meldet sich ein Arbeiter, bei einem Andern aber, welcher am andern Ende der Stadt wohnt, ein Arbeitgeber, so können beide nicht befriedigt werden, indem Beide nichts von einander wissen und erfahren.

Folglich müßte es immer Jemanden geben, welcher alle Fäden in Einen vereinigte und die Gesuche vergliche und austauschte.

Es würde nun der Vorschlag zu machen sein, eine schon bestehende Einrichtung zu benutzen, wenn nur die dabei theiligten Herrn, welche freilich schon sehr beansprucht sind, ihre Genehmigung dazu geben wollten, woran größtentheils nicht zu zweifeln ist; und wo die Genehmigung nicht erfolgen sollte, würde wohl ein in dessen Nähe Wohnender sich finden lassen, welcher dies Amt übernehmen würde.

Es sind dies die 24 Herren Bezirks-Vorsteher, deren Vereinigungspunkt der Herr Rendant wäre, welcher diese Sache bis jetzt allein über sich hatte. Da bei uns die Einrichtung besteht, daß täglich ein- oder zweimal ein Armen-diener zu jedem der Bezirksvorsteher gehen muß, um außerordentliche und nöthige Vorfälle dem Herrn Director und Rendanten zu melden, so würde ein Jeder dieser Herren die täglich vorkommenden Anmeldungen aufschreiben und durch den Armen-diener an den Herrn Rendanten gelangen lassen, und so könnten alle Anfragen eines Jeden nach Möglichkeit berücksichtigt werden. Zur Abkürzung der Zeit wäre es wohl nöthig, gedruckte Formulare zu haben, welche dann nur auszufüllen wären. Dafür könnte dann eine Kleinigkeit, damit die Kosten gedeckt würden, von denjenigen entrichtet werden, welche im Stande sind, etwas zu geben, aber von Unvermögenden dürfte durchaus nichts verlangt werden.

Hierdurch würde auch vermieden, daß sich sowohl Arbeiter als Arbeitgeber auf der Armenkasse zu melden haben, was als ein Hinderniß bezeichnet wurde, daß sich besonders Arbeit-suchende dahin wenden.

Es ist sehr oft der Fall, daß Arbeitsunlustige sich bei E. W. A. D. zu Unterstützungen melden, indem sie vorgeben, daß sie keine Arbeit finden können. Man müßte nun diesen nur dann Unterstützung zukommen lassen, wenn sie nachgewiesen, daß überall keine Arbeit zu finden war, und dann die Unterstützung aufhören lassen, wenn sich Arbeit gefunden hat, gleichviel, ob sie angenommen wurde, oder nicht, wenn sich nur annehmen läßt, daß der Arbeitsucher diese zu verrichten im Stande war. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß dadurch mancher Thaler der Armenkasse erspart werden könnte.

Es wäre wohl sehr wünschenswerth, dies näher in einer besonderen Versammlung zu besprechen und zu ordnen.

J.

### Das Findelhaus in Paris.

Diese wohlthätige Anstalt in jener Stadt, wodurch manches Unglück des Kindermordes unterbleibt, mag wohl noch manchem der verehrten Leser unbekannt sein und so halten wir diesen kleinen Beitrag nicht für unwichtig, denselben hierdurch mitzutheilen. Im Jahre 1610 von Vincent de Paula, dem frommen Wohlthäter der Kranken und Verlassenen, gegründet, liegt das Haus frei und lustig am Ende der Rue d'Enfer; ein Gitterthor führt in einen geräumigen Vorhof, von netten Gebäuden umschlossen, in denen sich die Pfleglinge mit ihren Wärterinnen und dem zur Anstalt gehörenden Personale befinden. Auch ist hier die Schule für die Erwachsenen und die Kirche. Man zeigt hier einen großen Saal, in welchem längst den Wänden hin hundert niedliche Bettchen stehen, jedes mit einem weißen Vorhange umhüllt, in welchem die armen, kleinen, schon bei der Geburt vater- und mutterlosen Wesen liegen. Wickelzeug, Bettchen, Alles ist sauber und zweckmäßig, die Luft rein und mild erwärmt. In der Mitte des Saales, dessen braun gebeizter Fußboden so nett polirt glänzt, wie in manchen Zimmern kaum die Meubles, stehen große Tische, auf welchem die Kleinen gewaschen, gewickelt und gefüttert werden. Während ist die Sorgfalt, mit der dieses von den freundlichen Wärterinnen geschieht. Doch nur der kleinste Theil der Pfleg-

linge befindet sich im Hause selbst; die meisten von ihnen werden auf das Land gebracht und dort in Kost und Pflege gegeben. Die Maires der Gemeinden, in denen die Pflegerinnen solcher Kinder wohnen, haben streng darauf zu sehen, daß die Kleinen von diesen gut behandelt und genährt werden. Die Zahl der auswärtigen Zöglinge des Findelhauses steigt oft auf 5—6000, deren Unterhalt des Jahres oft gegen 2,000,000 Franken kostet. In der Loge des Portiers ist ein kleiner, ausgepolsterter Bettkasten in die Wand gepaßt und nach der Stube zu offen, dabei eine Schelle, deren Draht nach der Straße geht. Wird diese gezogen, so dreht man den Kasten herum, daß seine Oeffnung nach der Straße zu steht; die Außenstehenden legen das Kind, das sie dem öffentlichen Mitleid übergeben, hinein und entfernen sich. Niemand verfolgt sie, Niemand darf ihnen nachschauen — man will nicht wissen, wer sie sind. Das Kästchen wird indessen wieder hineingedreht und der Findling ist herausgenommen worden. Er wird nun getauft und mit Bezeichnung des Tages und der Stunde seiner Ankunft unter einer Nummer in das Register des Hauses eingetragen. Dieselbe Nummer hat das Kind an einem Riemen an seinem Aermchen hängen. Zuweilen liegt ein Brief bei dem gebrachten Kinde mit einem Kennzeichen, unter dem es wieder abgefordert werden soll; es bringt auch wohl eine kleine Geldsumme als Kostgeld mit. Alles dieses wird genau einregistrirt und aufbewahrt. Es geschieht wohl zuweilen, daß Mütter, die Furcht vor Entdeckung, Armuth oder andere Verlegenheiten zwingen, ihr Kind von sich zu geben, sie in der Folge wieder zurückfordern, aber die Meisten davon verbleiben dem Institut. Sind sie 6 Jahre alt, so werden sie in der Schule der Anstalt unterrichtet, bis sie groß genug sind, daß die Knaben zu Lehrherrs, die Mädchen in Dienst oder Fabriken und Magazinen untergebracht werden können. Bis in das 21. Jahr stehen sie unter dem Schutze des Instituts; es verpflegt sie, wenn sie krank werden, es versorgt sie, wenn sie aus Mangel an Arbeit brodlos sind. Allein sie sind ihm auch verantwortlich für ihre Aufführung und für jeden Fehler, den sie verschulden, für jede Klage, die von ihrem Lehrmeister oder von ihrer Dienstherrschaft über sie geführt wird. Haben sie ihr 21. Jahr erreicht,

so giebt man ihnen eine kleine Ausstattung, händigt ihnen das Geld aus, das vielleicht von ihren unbekanntem Eltern für sie deponirt worden, nebst dem, was ihnen gesammelt von dem Theile ihres Arbeitslohnes, den sie verpflichtet sind in der Anstalt abzuliefern, und überläßt sie nun der Welt, in der sie nun stehn als einsame Fremdlinge, ohne Heimath, ohne Verwandte, und in der sie ewig solche bleiben, wenn nicht eine Heirath ihnen Heimath und Familie giebt.

Dr. C. A. B....

Wir sind dem geehrten Verfasser sehr dankbar für diese interessante Mittheilung, welche sich zunächst über die äußere Einrichtung des pariser Findelhauses verbreitet, während die moralische Seite nur angedeutet ist. Vielleicht gefällt es ihm oder einem andern Freunde unseres Blattes den sittlichen Punkt zum Gegenstande einer näheren Erörterung zu machen, namentlich mit Rücksicht auf die italienischen Findelhäuser die Frage, welchen Einfluß diese Anstalten auf die Sittlichkeit, ins Besondere auf die Vermehrung der unehelichen Kinder haben.

Die Redaction.

### Das Feuer

auf dem Pädagogium zu Halle, am 28. Januar d. J., früh von 7 bis 9 Uhr, hat abermals bewiesen, daß Halle ein besonderes Glück hat; denn wahrlich, unseren Feuerlöschanstalten haben wir es auch diesmal wieder nicht zu verdanken, daß der Brand nicht schlimmere Folgen hatte.

Die Entstehung des Feuers ist folgende gewesen. Der Einheizer, ein sonst sehr tüchtiger Mann, hatte kleingespaltenes Holz zum Feueranmachen um den Ofen in seinem Zimmer herum gestellt, ein Verfahren, welches bis dahin ohne Gefahr zu sein schien. Diesmal aber hatte der Wind durch eine aus dem Ofen in das Freie gehende Röhre das Feuer nach Innen getrieben, so daß es, einen Ausgang aus dem Ofen findend, das Bündholz ergriff. Obgleich der Schreck nicht gering sein mochte, so daß ein nebenan wohnender Lehrer im Negligee die Flucht ergriff, so ward doch der Brand, weil erst mit Anbruch des Tages entstanden, noch zeitig genug gelöscht, so daß nur

das Zimmer des Einheizer aus: und die Decke desselben etwas anbrannte.

Wäre aber das Feuer mitten in der Nacht entstanden, hätte der Wind stärker geweht, so wäre leicht das ganze Pädagogium in Feuer aufgegangen, zumal da es an Wasser und an einem Plane für das Löschen mangelte. Es ist in der That ein Jammer, unsere Feuerordnung oder vielmehr Feuerunordnung! Hier kommandirt Einer so, dort ein Anderer anders; hier wirft man die Möbel zum Fenster heraus, dort läßt man sie stehen; hier rettet ein Hallenser, dort stiehlt ein Hallunke. Hier setzt sich Einer der größten Gefahr aus, dort stehen Hunderte und halten Maulaffen feil, durch welche die Sturmflässer mit Mühe hindurchkommen! Warum ist's bei uns nicht wie in Dresden oder Berlin? Dort ist Ein Direktor, welcher die Löschanstalten leitet, und welchem die Mannschaften gehorchen; nur bestimmte Personen werden zum Löschen, zum Räumen u. s. w. gelassen, jede Spritze hat ihre bestimmte Mannschaft; die Polizey und das Militair haben nichts weiter zu thun, als die Neugierigen und die Diebe fern zu halten. Wir fordern im Namen des Kastor und des Pollux, die in unsrem Stadtwappen glänzen, die Behörden auf, wir bitten sie dringend im Namen des Halbmondes, der uns wahrlich kein Recht gibt, Türken zu sein, recht bald eine kräftige Feuerlöschordnung von dem Papiere in die That des Lebens herabsteigen zu lassen. — Unsere eigenen Ansichten wird wo möglich das nächste Heft bringen.

Das Bürgerblatt.

### Das Wasser.

Es ist gut, wenn man neben dem Feuer gleich das Wasser hat. Wir beeilen uns deshalb, dem Februarhefte unsres Blattes einen uns so eben übersandten Artikel einzuverleiben, ehe der Winter vergeht und der Sommer seinen Gedanken in Schlummer wiegt, und zwar mit der Bitte an Sachverständige, daß sie uns sagen, ob der Frost ein unüberwindliches Hinderniß sei, den Vorschlag auszuführen.

Die Redaktion.

**Anfrage, unser Röhrrwasser betreffend.**

Wäre es nicht bei der jetzt bestehenden Einrichtung unserer Wasserleitung möglich, eine Vorrichtung anzubringen, um zu verhindern, daß das Wasser nicht in so verschwenderischer Weise auf die Straßen ließe und dadurch den Hausbesitzern so lästig würde? Könnte man nicht am Ausflusse (oder an einem anderen, dem Froste nicht so ausgesetzten Orte — D. R.) des Wassers einen Hahn anbringen, welcher nach Bedürfniß von den Wasserholenden geöffnet und geschlossen würde? Wenn dies Zuschrauben, nachdem der Wasserbehälter gefüllt wäre, jedem Privatbesitzer eines Röhrrwassers zur Pflicht gemacht, die öffentlichen Ausflüsse aber von den Röhrrnechten geschlossen würden und dies besonders des Abends geschähe, damit während der Nacht, wo doch Niemand (oder nur sehr Wenige) Wasser holt, dasselbe nicht die Straßen überschwemmt und mit Eis belegt, so würde einem großen Uebelstande abgeholfen sein. Bei gelinder Temperatur dagegen wäre das Verschließen eher nachtheilig als vortheilhaft. Im Winter würde sowol die Passage viel bequemer sein, als auch mancher Thaler Geld für das Eishacken und die Eisfuhren erspart werden. J.

**Noch immer geschehen Wunder.**

Daß die Theologen ihre Beweise für die Möglichkeit der Wunder nicht vom halleischen Straßenleben hernehmen, wundert mich sehr. Denn es passiren bei uns nicht nur des Abends im Finstern Wunder, sondern sogar am hellen lichten Tage. Ich nenne dies nemlich Wunder, daß noch Niemand den Hals, oder wenigstens Arme und Beine gebrochen hat, sobald er Abends, wenn es stockfinster ist, aber Mondschein im Kalender steht, über die scharfen Ecken gefrorner und halb aufgehackter Gassen schreiten muß; oder daß noch Niemand überfahren ist, wenn er in der Schmeerstraße rasch fahrenden Kutschen und Schlitten ausweichen soll und nicht weiß, wo Platz zum Ausweichen herkommen soll; oder daß noch Niemand erschlagen worden ist von Ziegelsteinen, da die Ziegeldecker es vorzuziehn pflegen, die Steine auf die Straße, anstatt auf den Boden zu werfen; oder daß von den Gästen, die aus dem

Paradiese kommen, noch Niemand in dem Schlamm pfuhl stecken geblieben ist, der sich bei einigem Regenwetter zollhoch vor der Moritzbrücke aufhäuft. Ein Wunder ist es gewiß, daß noch kein Unglück passirt ist; aber ich befürchte, die ungläubige Welt wird sich erst, wenn es ein Unglück gegeben hat, darüber wundern, daß man nicht vorher an diese Möglichkeit gedacht und Vorsichtsmaßregeln getroffen hat.

Sr. Kr.

### Glück und Unglück beisammen.

Kinder, sagt das Sprichwort, sind ein Segen Gottes, und viele kinderlose Eheleute zergrämen sich schier, fühlen sich unglücklich deshalb und gäben Wunder was drum, wenn sie Kinder hätten. Kinder sind also ein Glück. Sie können aber ein Unglück werden, wenn man sich in Halle eine Miethswohnung sucht, denn es ist jetzt Sitte geworden, nur „kinderderlose Familien“ als Miethsleute anzunehmen. Die Hausbesitzer haben in ihrer Art auch Recht, denn „Ruhe ist ja die erste Bürgerpflicht“. Wer wollte nicht gern Ruhe im Hause, auf der Treppe, im Hofe u. s. w. haben, da ja die Wirthskinder den Miethsleuten Spektakel genug machen! Es ist aber wieder ein Glück, daß es so wenig kinderlose Familien gibt, ja, daß eine Ehe erst zur Familie wird, sobald sie Kinder hat, die Hauswirthbe daher, wenn sie ihre Zimmer nicht wollen leer stehen lassen, doch Familien mit Kindern aufnehmen müssen. Wenn aber diese Anzeigen von Logis für kinderlose Familien nicht bald aussterben, so befürchte ich, daß die Miether entweder beschließen, sich hinfort nur bei „kinderlosen Wirthen“ einzumietzen, oder daß sie ihre Kinder auf die Straße werfen und diese den Kinderbewahranstalten oder Findelhäusern zur Last fallen; und dies wäre wieder ein Unglück. Drum nehme man bei Zeiten Vernunft an und spare die hagestolzen Anzeigen, die ja doch vergeblich sind.

Sr. Kr.

II.

**Belehrendes und Gemeinnütziges.**

**Der Ausfall der Ernte im Jahre 1846.**

I.

Die Geschichte hat uns zwar das Andenken an viele Hunger- und Nothjahre aufbewahrt, aber nicht jene Zahlen, ohne welche eine gründliche Beurtheilung unmöglich ist. Wir kennen zwar die Gründe der Missernten in den Jahren 1770—71, 1804—5, 1816—17; wir wissen, daß viele Menschen vor Hunger umgekommen und daß dem Hunger allgemeine Krankheiten gefolgt sind; wir wissen z. B., daß Halle im Jahre 1771: 333, im Jahre 1772: 1660, im Jahre 1806: 586 mehr Todte als Geborene hatte und noch wissen alte Leute namentlich aus dem erstgenannten Theurungsjahre Gräßliches und Rührendes zu erzählen; allein der Umfang der Theurung und der Ernteausfall ist damals nicht genau bestimmt worden und noch viel weniger ist dies jetzt möglich. Wenn nun auch bis jetzt in keinem Lande eine genaue, von der Regierung angeordnete, Aufnahme der geernteten Früchte ausgeführt worden ist — denn was z. B. im Mai des Jahres 1847 Baden und Württemberg gethan haben, ist etwas Anderes — so sehen uns doch Mittel zu Gebote, um mit einer gewissen Genauigkeit und für gewisse Länder zu berechnen, um wie viel die Ernte des Jahres 1846 hinter den gewöhnlichen Ernten zurückgeblieben ist.

Je mehr aber und je eher es möglich ist, dergleichen Ergebnisse festzustellen, desto mehr und desto eher können alle Maasregeln getroffen werden, welche zur Abhilfe des Nothstandes dienen und um so wirksamer sind, je höher man es mit den Kommunikationsmitteln gebracht hat. Nicht das allein gibt einem Volke eine nationalökonomische Bildung, daß es die Begriffe von Arbeit, Geld, Produktion, Konsumtion u. s. w. an den Fingern herzählen kann, sondern auch, daß es die bestimmten Summen des Geldes, der Produkte, des Handels u. s. f. kennt. Als wir Deutschen uns noch in den Steppen dürrer logischer Bestimmungen umhertrieben und im Schweisse unseres Ange-

sicheres die leere Stroh draschen, hatten die Engländer schon längst angefangen, wirkliche Zustände zu beobachten, Zahlen zu addiren und — anzuwenden. Während wir ein Exempel mit unbenannten Zahlen ansetzten, hatten sie bereits ein Exempel mit benannten Zahlen ausgerechnet.

Sollte daher wieder einmal eine Missernte kommen, so wird wol früher als im vorigen Jahre der Rath befolgt werden, welchen unter anderen auch die Zeitschrift des landwirthschaftlichen Centralvereines in Sachsen gab, daß sofort nach der Ernte das Ergebniß so genau wie möglich ermittelt werde, ehe der Wispel Waizen auf 120 und der Wispel Roggen auf 112 Thaler steigt (dies war z. B. der Preis in Berlin am 18. April 1847) und die Wahrheit von der Furcht übertrieben wird. In England war man frühzeitig von dem Ausfall der dortigen Ernte unterrichtet, und so erschienen schon im Herbst 1846 die englischen Aufkäufer in Deutschland, um durch unser Getraide ihre Mängel zu decken. Indessen waren auch unsere Behörden nicht unthätig, und namentlich ließ das preussische Landes-Deconomie-Kollegium zu Berlin von den einzelnen landwirthschaftlichen Vereinen sich Bericht über die eingebrachte Ernte erstatten, um das Gesamtergebniß in einem Berichte zur Kenntniß des Ministeriums des Innern zu bringen. Dieser Bericht erschien im Januar 1847 und ist auch bald darauf durch den Druck veröffentlicht worden. Wir theilen nach dem dritten Jahresberichte des landwirthschaftlichen Bauernvereins im Mansfelder Seekreise von Dr. Schadeberg seinen Hauptinhalt kurz mit.

Das Landes-Deconomie-Kollegium geht von der Thatsache aus, daß nach den Angaben der Statistiker in Preußen jährlich 3 Berliner Scheffel zum Verzehr auf den Kopf zu rechnen sind, eine Quantität, welche gewiß nicht zu hoch angelegt sein dürfte, wenn es richtig ist — was z. B. in einer öffentlichen Bekanntmachung des Oberpräsidenten von Westfalen, Flottwell, ausgesprochen war — daß der Kopf jährlich 6 preussische Scheffel Brodkorn brauche, falls man alle festen Nahrungsmittel auf Getraide bringen wolle. Berechnet man nun darnach für die 16 Millionen Preußen den jährlichen Verzehr an Roggen auf 48 Millionen Scheffel, den sonstigen wirthschaftlichen Verbrauch (zum Brennen, zum Viehfutter u. s. w.)

auf 5 Mill., die Ausfuhr auf 2 Mill. (beide Posten dürften etwas zu hoch angenommen sein), die Ausfaat auf 11 Mill., so beläuft sich der ganze Bedarf an Roggen auf 66 Mill. Scheffel. Wenn dies nun der Ertrag einer gewöhnlichen Ernte ist, so würde ein Ausfall von 41 Procent (wie dies angenommen ist) 27 Mill. Scheffel betragen, und es würden demnach nur 39 Mill., und nach Abzug der 11 Mill. für die Ausfaat des nächsten Jahres, 28 Mill. Scheffel für den Verzehr übrig bleiben. Demnach ergibt sich allein für den Verzehr der Bevölkerung ein Ausfall von 20 Mill. Scheffel.

Allein — fährt der Bericht fort — der Gesamtausfall an Roggen ist für die Ernte von 1846 nicht auf 41, sondern nur auf 38 Procent anzusehen, und eine Mittelernthe gibt nicht 66, sondern  $72\frac{1}{2}$  Mill. Scheffel Roggen, so daß nach Abzug von 39 Procent noch nahe an  $44\frac{1}{2}$  Mill. Scheffel übrig bleiben. Nimmt man ferner hinzu, daß der Scheffel Roggen aus der Ernte von 1846 an 2 bis 3 Pfund mehr wiegt als der Scheffel aus einer gewöhnlichen Ernte, so hat man ein Mehr von nahe 1 Mill. Scheffel und einen Gesammt'ertrag von  $45\frac{1}{3}$  Mill. Scheffel Roggen. Außerdem ist anzunehmen, daß die Landwirthe mit der Ausfaat sparsamer als sonst umgehen und etwa nur  $10\frac{1}{3}$  Mill. Scheffel dazu verwenden werden; es werden also für den sonstigen Verbrauch 35 Mill. Scheffel erhalten. Da nun endlich bei jeder Ernte noch ein zweimonatlicher Bedarf sich auf Böden und Speichern vorfindet, und die vorige Ernte gewiß einen drittheilmonatlichen zurückgelassen hat, also 10 Mill. Scheffel, so erhöht sich der Vorrath auf 45 Mill.

Demnach bliebe immer noch ein bloßer Mundbedarf von 3 Mill. Sch., also das Brod für 23 Tage, zu decken, ohne diejenige Menge, welche für andere Zwecke verwendet wird. Wenn nun auch erwartet werden kann, daß der Verbrauch für Brennerien und Viehfutter sich sehr beschränken wird, so ist doch bei den hohen Preisen der Reiz zum Verkaufe in das Ausland zu groß, als daß nicht für diesen Zweck und die obigen eine Quantität von 4 Mill. Sch. berechnet werden dürfte. Demnach stellt sich ein Mangel von 7 Mill. Sch. heraus, der sich bei verspäteter Ernte vergrößern muß, indem der stündliche Bedarf an Roggen im ganzen Preußen 5480 Scheffel beträgt.

Doch sind in Betreff des Brodformes Umstände nicht zu vergessen, welche die trübe Aussicht einigermaßen mildern. Obgleich nämlich in den Regierungsbezirken Magdeburg, Merseburg, Minden, Arnberg, Münster, Düsseldorf, Aachen und Köln der Ausfall die Höhe von 52 Procent erreicht, so daß allein für die  $5\frac{1}{2}$  Mill. Einwohner dieser Bezirke der Mangel 7 Mill. Sch. beträgt, so haben doch gerade hier der Weizen, die Gerste, die Kartoffeln eine befriedigende, der Buchweizen sogar eine sehr gute Ernte gegeben, und die Bevölkerung dieser Gegenden gehört zu der wohlhabenderen.

Dagegen haben in den Provinzen Preußen, Pommern und Posen die so wichtigen Kartoffeln eine Mißernte geliefert, so daß der Ausfall in den betreffenden 9 Regierungsbezirken sogar 64 Procent beträgt. Wenn nun Jeder von den dort lebenden 5 Mill. Menschen jährlich mindestens 8 Scheffel braucht, so sind 40 Mill. Scheffel dieses Produktes nöthig. Außerdem kommen für Brennerei, Viehfutter, Ausfaat u. s. w. noch  $9\frac{1}{2}$  Sch. auf den Kopf, so daß die 3 Provinzen zu diesen Zwecken 47 Mill. Sch. brauchen und der ganze jährliche Bedarf an Kartoffeln auf 87 Mill. Sch. steigt. Es ergibt sich also ein Ausfall von nahe 56 Mill. Scheffeln. Bringt man nun den Bedarf für die sonstigen wirthschaftlichen Zwecke und für die Ausfaat gar nicht in Anschlag, so fehlen für den bloßen Mundvorrath  $8\frac{1}{2}$  Mill. Scheffel und mit Einschluß der  $13\frac{1}{2}$  Mill. für die Ausfaat  $21\frac{1}{2}$  Mill. Scheffel, eine Quantität, die sich noch steigert, wenn man bedenkt, daß die große Anzahl von Domänen und Rittergütern eine nicht unbeträchtliche Menge von Kartoffeln zur Viehfütterung und zum Branntweimbrennen benutzen wird.

Das Resultat dieser Berechnung läßt den gegründeten Schluß machen, daß, zumal bei der schlechten Beschaffenheit der Kartoffeln, in jenen Gegenden ein wirklicher Mangel eintreten wird (man erinnere sich, daß der Bericht im Januar 1847 geschrieben ist) und zum Theil wol schon eingetreten ist.

Zum Schlusse macht das Landes-Oekonomie-Kollegium dem Minister zur Vinderung der Noth den Vorschlag, auf jede Weise dahin wirken zu wollen, daß die Feld- und Gartenbauer vorzüglich solche Früchte bauen, welche, wie Frühkartoffeln, Mai- und Wasserrüben, Kohlrabi und Moorrüben, eine frühzeitige Ernte geben.

Der Bericht von Dr. Schadeberg fügt zunächst eine Uebersicht des Ausfalles in den einzelnen Früchten hinzu, und berechnet diesen in dem ganzen preussischen Staate für den Weizen zu 25, für den Roggen zu 41, für die Erbsen zu 31, für die Gerste zu 29, für den Hafer zu 30 und für die Kartoffeln zu 47 Procent. Obgleich nun, sagt Schadeberg, die Missernte sich von den Karpathen bis an die Pyrenäen, also auf einen Raum von 50,000 Quadratmeilen erstreckte, welcher gerade die volkreichsten Länder umfaßt, so ist doch die Theuerung in keine wirkliche Hungersnoth umgeschlagen, was wir besonders den so vervollkommeneten Kommunikationsmitteln verdanken. Wäre in früheren Zeiten ein so allgemeiner Mißwachs eingetreten, so würde die Krankheit und der Tod eine furchtbare Ernte gehalten haben. In Irland sind zwar Fälle des Hungertodes vorgekommen, aber sie verschwinden in der großen Menge der von der Theuerung heimgesuchten Einwohnerschaft.

### III.

Wenn wir in dem vorigen Artikel uns auf die Ernte in Preußen beschränkten, so wollen wir in diesem unseren Blick über die vaterländischen Grenzen hinaus erweitern; wenn wir in jenem hauptsächlich der Ausführung des preussischen Landes-Dekonomie-Kollegiums folgten, so wollen wir hier die Ansichten des Franzosen Chevalier, Professors der ökonomischen Wissenschaften in Paris, wiedergeben; wenn uns vorhin meist die Urproduktion beschäftigte, so soll hier die Bewegung des Handels den Hauptgesichtspunkt bilden. Wenn in früheren Zeiten, ja noch im vorigen Jahrhunderte, die Ernte nur eine Bedeutung hatte für die Scholle, auf der sie gewonnen ward, so läßt jetzt durch die Kanäle des schnell umsetzenden Handels die Ernte eines jeden Landes von nur einiger Bedeutung jedes andere Land ihr Mehr oder Weniger fühlen, und die ganze Welt ist ein einheitlicher Körper, auf welchen sich die Leiden und die Freuden auch nur Eines Gliedes erstrecken. Noch vor hundert Jahren — das ist buchstäblich wahr — konnte z. B. Nordamerika in dem Fette einer reichen Ernte ersticken und Deutschland hätte zu derselben Zeit in der Wüste einer kargen Ernte ver-

hungern müssen; die Hilfe von dorthier wäre kaum dem Tropfen vergleichbar gewesen, der auf den glühenden Stein fällt.

Haben wir auch, gegen den Artikel Chevalier's in der *Revue des deux mondes* (Ueberschau der zwei Welten) vom Jahre 1847 manche Bedenken, und können wir namentlich unseren Tadel gegen die Anordnung des Stoffes nicht unterdrücken, so scheint er uns doch bedeutend genug, um unseren Lesern, aber nur im Auszuge und nach freier Uebearbeitung, mitgetheilt zu werden.

Indem Chevalier sich über die Erzeugung und den Bedarf des Brodgetraides in dem Theile des westlichen Europa verbreitet, welcher der fremden Zufuhr bedarf, und nach ihm 75 Millionen Einwohner zählt, beschäftigt er sich zumeist mit Frankreich. Er berechnet, daß in diesem Lande die Hälfte aller Einwohner sich mit dem Ackerbau beschäftigt, und daß in den letzten Jahren, mit Ausschluß des theuren Jahres 1846—47, der Preis für das Hektolitre\*) Korn im Kaufe bei dem Urproduzenten 20 Francs\*\*) gewesen sei, während er in dem Jahre 1817—18 gegen 30 Francs betragen habe. Er ist nicht bloß für die zollfreie Einfuhr des Schlachtviehes nach Frankreich, weil z. B. in Paris der Fleischverzehr gerade noch einmal so gering sei als 1789, und in England dreimal, in Nordamerika fünfmal so viel Fleisch auf den Kopf komme, als in Frankreich, sondern will auch die freie Getraideeinfuhr gestattet wissen, und zwar hauptsächlich auch aus dem Grunde, weil, wie wir hernach sehen werden, der französische Ackerbauer keinen merklichen Verlust davon habe.

England, wo jetzt nur ein Viertel der Bevölkerung vom Ackerbau lebt, und wo alle 10 Jahre 260,000 Hektaren\*\*\*) Landes mehr mit Brodgetraide bestellt werden müßten, wenn das Land seinen eigenen Bedarf befriedigen wollte, führte vor 100 Jahren noch Getraide in andere Länder aus, während die jährliche Einfuhr in den letzten 7 Jahren bis zum 1. Januar 1845 durchschnittlich mehr als 6 Millionen Hektoliter betrug. Wenn aber Chevalier in der Eröffnung der freien Korneinfuhr nach England (welche übrigens nicht, wie er ausspricht, dauernd sein, sondern nach einer Aeußerung des Premiermi-

\*) 1 Hektolitre ist =  $1\frac{4}{5}$  preuß. Scheffel.

\*\*) 1 Franc ist =  $7\frac{1}{2}$  Egr.

\*\*\*) 1 Hektare ist nahe = 4 preuß. Morgen.

nisters Russel am 1. März 1848 sammt der endigenden Aufhebung der Schifffahrtsgesetze wieder aufhören wird) den Grund findet, daß die Preise des Getraides in anderen Ländern sich billiger stellen werden, weil man fortan mehr Getraide bauen werde, so wollen wir zwar nicht das Gegentheil behaupten, können aber nicht unterlassen, auf eine Art von Selbstwiderspruch hinzuweisen, indem er die Befürchtung ausspricht, daß in Frankreich zufolge der steigenden Ausfuhr das Getraide theurer werden möchte. Denn ist dies in Frankreich der Fall, so kann auch z. B. für Deutschland keine wesentlich andere Wirkung auf die Getraidepreise eintreten.

Ueber die Länder, welche Getraide ausführen, finden wir bei unserm Gewährsmann folgende nicht unwichtige Angaben. Egypten, Italien, Sicilien, letzteres jedoch unregelmäßig (im Jahre 1846 gewiß sehr wenig oder gar nichts), führen jährlich eine Quantität Getraide nach dem westlichen Europa aus, welche man für die beiden zuletzt genannten Länder auf 1 Mill. Hektoliter veranschlagen kann. Die Ausfuhr der Ostsee- und der Elbhäfen berechnet er jährlich auf 5 Mill. Hektolitres oder  $1\frac{1}{3}$  Mill. Quarters und die der nordamerikanischen Freistaaten vom 1. Januar 1831 bis dahin 1845 (jährlich) auf 2 Mill. Hektolitres. Vom 1. Sept. 1846 jedoch bis zum 1. Sept. 1847 wurden aus den nordamerikanischen Häfen nach Europa zusammen 6,224,124 Bushels\*) Getraide (mit Einschluß des Mehles) aller Art ausgeführt, und dafür an 50 bis 60 Mill. Thaler eingenommen. — Die Länder des schwarzen Meeres (Südrußland) liefern in den gewöhnlichen Jahren höchstens 3 Mill. Hektolitres, obgleich in den Jahren 1846 und 47 die Ausfuhr stärker gewesen ist, weil noch Vorräthe von früher zu ihr hinzugekommen sind. Da nun in billigen Zeiten der Preis für den Hektolitre in Odessa sich auf 10 bis 11 Francs stellt (1846 und 47 auf 20 bis 25), so ziehen die Ackerbauer am schwarzen Meere dafür 30 bis 33 Mill. Francs aus andern Ländern; und nimmt man an, daß 2 Mill. Hektolitres aus den russischen Ostseeprovinzen ausgeführt werden, der Hektolitre zu dem Preise von 15 Francs, so fließen jährlich nach Rußland für verkauftes Getraide 60 bis 63 Mill. Francs.

Die jährliche Gesamteinfuhr nach dem westlichen Europa,

\*) 1 Bushel ungefähr =  $1\frac{1}{3}$  Berl. Scheffel.



für 75 Mill. Menschen, nimmt Chevalier in den gewöhnlichen Jahren zu 8 bis 9 Mill. Hektolitres an, indem der dritte Theil von dem ganzen Getraide, welches überhaupt in den weiten Welthandel komme, nach anderen Gegenden gehe. Ist dies richtig, so haben England, Frankreich, Holland, Belgien, die Schweiz, das westliche Deutschland u. s. w. jährlich 120 bis 125 Mill. Francs, das Hektolitre nur zu 15 Francs gerechnet, was vielleicht um den dritten Theil zu wenig angenommen ist, an das Ausland zu zahlen, eine Summe, die nur durch eine überwiegende Industrie wieder eingebracht werden kann, und den Beweis liefert, von welch' ungeheurer Wichtigkeit der Getraidehandel ist, obgleich nur der 25ste Theil der Bevölkerung im westlichen Europa sich von fremdem Getraide nährt.

Wenn wir nun den Einfluß dieses Handels im Einzelnen verfolgen und z. B. annehmen, daß in Frankreich ein bedenklicher Ausfall in der Ernte sich ergäbe, so würden die 650 größeren, etwa 180,000 bis 200,000 Lasten haltenden Schiffe dieses Landes, welche eine größere und zwar dreimalige Reise im Jahre unternehmen könnten, unter dieser Voraussetzung und Bedingung doch nicht mehr als 7,980,000 Hektolitres Getraide herbeischaffen. — Daß nach Frankreich von Jahr zu Jahr mehr Getraide wird eingeführt werden müssen, wenn nicht der dasige Ackerbau, was in der nächsten Zeit kaum zu erwarten steht, bedeutende Fortschritte macht, scheint keinem Zweifel zu unterliegen, zweifelhaft aber könnte es sein, welchen Einfluß diese vermehrte Einfuhr auf die Geldverhältnisse des ganzen Landes und namentlich der ackerbauenden Bevölkerung haben werde. Wichtig ist dabei der Umstand, daß in Frankreich fast gar kein Papiergeld, sondern fast nur gemünztes Geld umläuft (3000 Mill. Francs).

In einer ähnlichen Lage ist England, dessen Bankerutte im Jahre 1847 (man berechnete sie vom 1. Januar bis zum Anfange des Oktobers in diesem Jahre auf 77 bis 80 Mill. Thaler, wovon aber die Hälfte gedeckt wird) zum großen Theile von der Theuerung herrührten, indem viel Geld für Getraide in das Ausland ging, dieses nicht einen gleichen Betrag an Waare dafür bezog, und die Kaufleute in den des fremden Getraides bedürftigen Ländern theils weniger Fabrikwaaren bestellten als sonst, theils schon bezogene nicht bezahlten, indem sie

die Kapitalien nach anderen Seiten hin verwendeten. Ueber den Vortheil der freien Getraideeinfuhr sind die Engländer bekanntlich getheilter Ansicht. Die Fabrikanten wollen sie, weil sie ihnen billigere Arbeiter gibt, die Landbauer wollen sie nicht, weil sie ihnen die Einkünfte schmälert. Indes dürfte sie nicht mehr auf lange Zeit sich abweisen lassen, weil die Ausfuhr der ungeheuren Industrie eine Einfuhr von Brod für die Arbeiter nothwendig macht.

Für Deutschland, dessen westlichen Märkte in der Regel einen doppelt so hohen Preis haben als die östlichen, ist der Getraidehandel nach außen und von außen nicht ganz von derselben Wichtigkeit; indes können wir uns, wie Chevalier, der Befürchtung nicht erwehren, daß die Ostseehäfen durch das nordamerikanische Mehl und Getraide schwer bedroht sind, wie ja diese Provinzen die mundeste Stelle unseres Vaterlandes offenbaren.

5.

### Zur Frauenemancipation.

Die Sklaven-, Juden- und Frauenemancipation ist das Thema emancipationslustiger Männer, über welches theils vernünftig gesprochen, theils gefaselt wird. Man muß vor Allem eine richtige Vorstellung davon haben, was denn eigentlich Emancipation bedeute. Wenn man nun auch weiß, daß dieses Wort so viel heißt als Befreiung, so ist doch damit noch nichts weiter gewonnen, als eben ein inhaltsleeres Wort, und es fragt sich, wovon denn unsere lieben Frauen befreit werden sollen. Es können doch nur Fesseln und Schranken gemeint sein, die es wirklich sind und von denen, die sie tragen, thatsächlich als solche gefühlt und beklagt werden. Ehe daher wir Männer Hand anlegen können, um sie einer vermeintlichen Sklaverei zu entreißen, müssen wir sie nothwendiger Weise fragen, wo sie der Schuh drücke, und die Arbeit der Befreiung ihnen zum großen Theile selber überlassen. Oder ist es edel, ist es auch nur galant, Jemandem gegen seinen Willen ein Geschenk aufnöthigen?

In dem Auge mancher Fortschrittsmänner gelten die Frauen als die Trägerinnen des konservativen (erhaltenden) Princips und ihre Pietät oder Anhänglichkeit für das Beste.

hende und Hergebrachte ist ihnen ein unbequemer Hemmschuh an dem Wagen der Geschichte. Wir geben zu, daß wenn das eine von den beiden Geschlechtern als Vertreter des Fortschrittes, das andere als Vertreter des Stillstandes gelten soll, das schöne Geschlecht diese letztere Rolle thatsächlich in den meisten Stücken gespielt hat; allein diese Rolle ist eine beziehungsweise nothwendige und eine auf jeden Fall ehrenvollere als die, welche ihnen Göthe zuwies, wenn er sagte, daß die Frauen die Guirlanden des Lebens wären. Für manchen allzurunden Thaler in des Mannes Tasche ist die Zunge des Weibes ein wünschenswerther Hemmschuh gewesen.

Daß Fortschritte geschehen können, daß sie geschehen müssen, daß es noch Schranken gibt, welche zu vernichten sind, geht einfach aus der bisherigen Geschichte der Frauenemancipation hervor, deren geistreiche Schilderung der interessante Gegenstand eines gewiß gelesenen Buches sein würde. Wenn das Christenthum die Freiheit des Weibes von der Sklaverei des Mannes aussprach, wenn die englische Gesetzgebung den Skandal verboten hat, daß der Mann seine Frau, mit dem Stricke um den Hals, auf öffentlichem Markte verkaufe, so gibt es noch manches andere Paradies der Freiheit, das ihnen aufbewahrt wird, und jene magdeburger Frauen dürsten es entschieden von sich weisen, wenn ihnen zugerufen wird: „Marsch, zur Küche Euch getrollt, scheert Euch fort, wohin Ihr sollt“. Um aber nicht Eins in das Andere zu werfen, wollen wir innerhalb der Lebensthätigkeit der Frauen vier Kreise ziehen, wenn wir auch nicht darauf Anspruch machen, damit Alles vollständig zu erschöpfen.

1. Der erste Kreis sei der des physischen oder natürlichen Lebens, von welchem das Weib berufen und bestimmt ist, Mutter zu sein und mütterliche Pflichten zu erfüllen, mit welchen die häuslichen in enger Verbindung stehen. Ueber diese Schranke soll und will und darf das weibliche Geschlecht nicht hinaus, und es ist eine falsche Emancipation, wenn z. B. ohne physische Nothwendigkeit, d. h. ohne solche, welche etwa in einer Krankheit begründet ist, eine Amme die Stelle der Mutter einnimmt und das Band zerschneidet, welches die ewige Natur gebunden hat. Ober wollen wir Männer an der Stelle der

Frauen in die Küche und in die Kinderstube gehen? Aber vielleicht ist das eheliche Band eine Fessel, die gelöst werden muß. Es sind zwar hin und wieder Gelüste nach der Weibergemeinschaft aufgetaucht, es hat, und nicht blos in Frankreich, Zeiten gegeben, wo es in gewissen Kreisen der Gesellschaft Sitte war, daß die Frau neben dem Manne einen Courmacher, und der Mann neben der Frau eine öffentliche Geliebte hatte; allein der Ernst der Geschichte, welche das Spiel einer verkehrten Welt nicht lange duldet, hat scharf gerichtet über das münsterische Schneiderkönigthum, über Seine Majestät den König Bocthold und dessen zwölf Weiber, und an der Vielweiberei, welche eine Männergemeinschaft ist, gehen die muhamedanischen Staaten leiblich und geistig zu Grunde und sind andere zu Grunde gegangen. — So heilig uns übrigens die Ehe ist, so müssen wir es dennoch beklagen, daß die Gesetzgebung vieler Staaten der Trennung zu große Hindernisse in den Weg legt, welche z. B. in England obendrein fast nur durch Geld hinweggeräumt werden können. Da man mit Grund annehmen kann, daß in 10 Fällen 7 Mal die Klage von Seiten des Weibes und gewiß 6 Mal mit Recht ausgeht, so daß das Unrecht auf Seiten des Mannes ist, so muß diese Erschwerung als ein Rückschritt in der Emancipation des Weibes angesehen werden. Will der Staat die Menge der Ehescheidungen in den niederen Volksklassen verringern, so erschwere er vielmehr das leichtsinnige Heirathen.

2. Von dem natürlichen Lebenskreise wollen wir zu der wissenschaftlichen Thätigkeit übergehen, deren Hauptzweig der literarische oder schriftstellerische ist. Was in dem Alterthume fast unerhört war, das ist seit etwa zwei Jahrhunderten zu etwas Gewöhnlichem geworden: unter 50 Büchern ist eines von einer Dame; und wir müssen gestehen, daß wir solche Werke mit einer größeren Andacht als andere lesen. Eine sinnige Lebensanschauung, ein zarter Tact, eine höhere Aufmerksamkeit für das Einzelne und Aeußere, als sie den Männern eigen ist, zeichnet solche Bücher aus. Aber Eins müssen wir doch recht dringend wünschen, nemlich daß diese Emancipation unsere Frauen nicht auf Kosten des häuslichen Sinnes und Glückes zu Schriftstellerinnen mache, welche sich des Rufes

an der Schürze, nicht aber der Tinte an den Fingern schämen. Da fällt uns eine Geschichte ein, die vielleicht mancher unserer Leserinnen noch nicht bekannt ist. Bei dem B... D... zu M... waren mehrere Kandidaten der Theologie versammelt. Während des Thee's lenkte die Tochter des B. das Gespräch auf lateinische Verse, worin sie Meisterin zu sein schien, und stellte dem einen der anwesenden Kandidaten die Aufgabe, aus einigen Worten, welche sie ihm gab, einen Vers zu machen. Der Kandidat war vielleicht ein Bierziger und hatte das liebe Latein, zumal die edle Versemacherei, längst verschwitzt — oder nie gelernt, und mußte seine Schwäche gestehen. Aber er war dennoch nicht auf den Kopf gefallen, und fragte nach einigen geschickten Wendungen, die er der Unterhaltung zu geben mußte, das lateinische Fräulein, ob sie wisse, wie man eine gute deutsche Kartoffelsuppe koche. Wie vorhin der Kandidat aus den Worten keinen Vers, so konnte jetzt das Fräulein aus den Kartoffeln keine Suppe machen.

Daß man gelehrte, namentlich schriftstellernde Damen Blaustrümpfe nennt, ist allgemein bekannt, weniger aber, woher diese Benennung stammt. Sie stammt aus London, wo um das Jahr 1780 ein Verein gebildeter Frauen entstand, welche sich in Abendgesellschaften mit gelehrten Männern unterhielten. Unter den letzteren war einer Namens Stillingleet, welcher blaue Strümpfe trug und ohne welchen man nichts abmachen konnte, weil er immer zugegen war. So fällt also der Blaustrumpf auf die Männer, nicht auf die Frauen zurück, welche übrigens in den höheren Ständen sich hüten blaue Strümpfe zu tragen. Ich glaube, daß bei ihnen blaue Strümpfe nie in die Mode kommen werden. — Mag übrigens auch die Gelehrsamkeit der Frauen noch so hoch steigen, selbst bis zum Dokortitel, wie ja z. B. im vorigen Jahrhunderte dieser von einer Universität feierlich einer Dame gegeben wurde und diese nun mit Recht Frau Doktorin hieß, so liegen doch in dem natürlichen Berufe des Weibes Schranken, welche von keiner, auch noch so fernem Zeit werden umgeworfen werden können.

3. Vielleicht legt das sociale oder gesellschaftliche Leben im engeren Sinne den Frauen Fesseln an, welche drückend sind und aus denen sie erlöst werden müssen. Wenn

man die heutigen Thee- und Kaffeegesellschaften, wo vorzugsweise Damen anwesend sind, mit den geistreichen Salongesellschaften des vorigen Jahrhunderts vergleicht, so scheint ein Rückschritt gemacht zu sein; allein dafür haben wir den Fortschritt zu mehr weiblichen und häuslichen Tugenden gemacht, für welche man gern die geniale Lieberlichkeit und Sittenlosigkeit opfern wird. Daß das gesellige Leben der Damen wiederum etwas mehr in diese engeren Kreise zurückgeführt ist, hat indessen doch vielleicht Wirkungen, welche man als nachtheilig bezeichnen kann. Die eine von ihnen liegt in der Mode der Kleidertracht, welche nach dem Urtheile aller Vernünftigen deshalb noch auf einer so niedrigen Stufe steht, weil sie unbedingt dem weiblichen Berufe und der Gesundheit nicht weniger hinderlich ist als dem Siege des guten Geschmacks und der Ausdehnung der weiblichen Thätigkeit in weitere Kreise. Was den letzten Punkt betrifft, so hat jener Kaiser des himmlischen Reiches, welcher befahl, daß alle Füße der kleinen Mädchen in enge (bleierne oder hölzerne) Schuhe eingezwängt werden sollten, recht wohl gewußt und berechnet, daß die körperliche Fußfessel zugleich eine Fessel für die freie Thätigkeit des Geistes ist. Was aber die Gesundheit und zugleich die Gesetze der Schönheit betrifft, für welche der Schnürleib das mörderische Grab ist, so sei hier nur an jenes Bild erinnert, auf welchem man eine Dame erblickt, welche bei einem Gespräch abbricht, und so einen Selbstmord übt. Ein anderer Uebelstand ist die Vermehrung der Worte auf Kosten der Thaten, wenn der Wirkungskreis der letzteren zu eng gezogen wird, und unseren Lesern wird hier jene Person in dem Gedächtnisse auferwachen, bei welcher man nach ihrem Tode die Zunge besonders todt schlagen mußte.

4. Dies hat uns auf das Gebiet des öffentlichen Lebens, der Theilnahme an der Gemeinde- und Staatsverwaltung geführt. Mit der Feder und in Büchern hat das schöne Geschlecht längst den Anfang gemacht an diesen Zuständen sich zu betheiligen; aber auf dem persönlichen Eingreifen liegt noch ein Bann. Zwar sehen wir schon in alter wie in neuerer Zeit Königinnen auf der Länder Thronen, und es scheint somit die höchste Spitze der Emancipation erreicht, allein

es sind dies nur ganz eigenthümliche Ausnahmen. Die alten Monarchien waren nichts weiter, als das Eigenthum einer Privatperson, wie es z. B. ein Rittergut noch heut zu Tage ist, und in konstitutionellen Staaten sind Königinnen nichts anderes, als das Ministerium in Einer Person gedacht, während die Zeit noch sehr fern liegen dürfte, wo eine Frau den Präsidendenstuhl eines Freistaates einnimmt, weil in einem Präsidenden die höchsten geistigen Eigenschaften vereinigt sein müssen.

Indessen während die moderne Staatenbildung dieser Anticipation (Vorausnahme) der Emancipation mehr und mehr Schranken setzt, und die neuere Zeit jene cilicische Sitte des Alterthums nicht kennt, nach welcher die Familiennamen nicht nach den Männern, sondern nach den Frauen forterbten, hat doch die fortschreitende Geschichte der Frauenwelt eine Thür des öffentlichen Lebens nach der andern aufgeschlossen. Nachdem das Theater der alten Welt den Frauen das Betreten der Bühne verboten hatte, indem die übrigens sparsamen Frauenrollen von Männern übernommen wurden, sah das feuchte Auge der späteren Zeit eine Dame nach der anderen auf den Brettern erscheinen, und in Italien dürfte die Zahl der weiblichen Schauspielerinnen und Tänzerinnen jetzt größer sein, als die der männlichen. Aus der neuesten englischen Geschichte berichten die Zeitungen, daß öffentliche Versammlungen gehalten werden, wo Damen nicht bloß Reden halten und Toaste ausbringen, sondern auch gleich dem edlen Lord auf dem Wollfackel den Vorsitz führen. Ich erinnere beispielsweise an eine Versammlung von Chartisten und Chartistinnen im Jahre 1842 zu London, wo Miß Anna Walker eine feurige Rede hielt.

Dennoch tragen diese Thatsachen des öffentlichen Lebens keinen officiellen oder amtlichen Charakter. Diese Emancipation ist der neuesten Zeit vorbehalten, und zwar zunächst auf dem religiös-kirchlichen Gebiete. Das alte Wort: „ein Weib schweige in der Kirche“, hat eine andere Auslegung gefunden, und in Königsberg wie in Nordhausen und in anderen freien Gemeinden ist den Frauen dasselbe Stimmrecht wie den Männern eingeräumt, obgleich mir nicht bekannt ist, wie weit sie zur Führung öffentlicher Aemter befugt sind. Da die Religion als Herzenssache dem Weibe eben so gut als dem Manne ein

Eigenthum ist, und da ferner die Thatsache feststeht, daß unter den Besuchern der Kirchen die Frauen wenigstens zwei Drittheile ausmachen, so kann gegen diese Emancipation gewiß nichts Erhebliches eingewendet werden. So werden wir wol auch bald unsere Damen auf den Bänken der Stadtverordneten und hinter den Ministertischen erblicken? Allein der Fortschritt zu einem solchen öffentlichen Amte, welches die höchste Bildung und Kenntniß fordert, findet seine nothwendige und — so scheint es — unübersteigliche Schranke an der Bildung der Frauen, und deren Steigerung zu dem Grade des männlichen Wissens wiederum in dem häuslichen, besonders aber in dem mütterlichen Berufe, welcher sie auf Erwerbung von Kenntnissen zu verwendende Zeit um große Stücke verkürzt, obgleich der Geist des Weibes an sich wesentlich dieselben Fähigkeiten als der männliche hat, und selbst die körperlichen Kräfte kein Hinderniß sind, daß ein König in Afrika sich eine Leibgarde von 8000 Frauen hält.

Im Uebrigen mögen unsere Leserinnen selbst urtheilen und entscheiden, welche Emancipation sie für wünschenswerth im Ganzen und im Einzelnen halten, und vielleicht läßt sich die eine oder die andere, wenn auch durch die Feder eines Ritters, einmal in unserem Blatte vernehmen.

S.

### III.

## Unterhaltendes.

### Vorwärts!

Horch, Vorwärts! ruft des deutschen Geistes Mahnen,  
Und vorwärts drängt besflügelt seine Kraft  
Auf freischen, unermesslich weiten Bahnen.  
Sieh, auf den Zinnen seiner Wissenschaft  
Stehn aufgepflanzt der Freiheit Siegesfahnen;  
Das Volk entflieht der Vorurtheile Last,  
Und der Erkenntniß mächtige Gedanken  
Zerbrechen der Gewohnheit enge Schranken!

Durch alle Welten mußt du forschend schweifen;  
In alle Tiefen steig' hinein voll Muth!  
Die Schmach der Selbstsucht von dir abzustreifen,  
Den Fluch zu tilgen, der auf Deutschland ruht:  
Muß des Gemeinnsinns Ullmacht dich ergreifen  
Und für das Vaterland Begeisterungsgluth;  
Dein ganzes Volk mußt du im Herzen tragen  
Und Thaten auch für seine Zukunft wagen!

So stürm' hinaus! Bescheidenes Verzichten  
Weiß nicht der Zeiten Hader von dir fort;  
Des Zweifels Finsterniß muß sich dir lichten;  
Die Widersprüche drängen hier und dort;  
Des Glaubens Zwiespalt kannst du nimmer schlichten  
Durch ein geschriebnes, fromm geglaubtes Wort:  
In's eigne Herz mußt du den Hader betten,  
Dir hilft kein Gott, du mußt dich selber retten!

Vom Strom der Bildung laß dich vorwärts treiben,  
Verkenne nicht den tiefen Drang der Zeit;  
In träger Ruhe darfst du nimmer bleiben,  
Erhebt sich um die Wahrheit wo der Streit.  
Wenn sich die Widersprüch' am härtesten reiben,  
Wenn ohne Trost die Welt nach Lösung schreit:  
Dann siehst du an dem schmerzenvollen Gähren,  
Die Zeit will eine neue Zeit gebären.

Drum vorwärts auf des Lichtes heiligem Pfade,  
Vom Himmel fällt's, zum Himmel flammt's empor;  
Und aus dem geistigen Verjüngungsbade  
Erheb dich kraftbegeisterter hervor!  
Der Wahrheit Meer umenget kein Gestade,  
Nur Vorwärts! Vorwärts! donnerts dir in's Ohr.  
Vor der Unendlichkeit darfst du nicht beben:  
Der Menschheit Leben ist ein ew'ges Streben!

Friedr. Körner.

### **Worauf der alte Landwehrmann Sich in Sylvesternacht besann.**

So ist nun, Gott sei Dank! — in Frieden  
Das alte Jahr dahingeshieden,  
Es ging auch mancher Mann zur Ruh,  
Auch manche gute Frau dazu.  
Wohl ihnen, die den Lauf vollbracht:  
Wir wünschen allen gute Nacht. —

Beharr'n indes noch gern ein Weilchen,  
Erfreu'n uns noch am Duft der Weilchen,  
Sehn gern die Rosen wieder blühen,  
Und weiden uns am Wintergrün,  
Und fördern unsern Lebenslauf  
Mit einem freudigen — Glück auf!

Alles, alles darfst du denken,  
Das kann keinen Menschen kränken:  
Alles was du denkst, zu sagen,  
Werden wenige vertragen:  
Alle Rede niederschreiben,  
Das ist ein verhänglich Treiben;  
Und wer alles drucken läßt,  
Fährt ganz unvermeidlich fest.  
Ihr Hochgelahrte, denkt daran;  
Es kommt vom alten Landwehrmann.

Halle an der Saale, 1. Januar 1848.

Friedrich Nauck.

### Der Gruß.

Sieht Dich N. N., so blickt er nieder;  
Auf Deinen Gruß dankt er nicht wieder,  
Streift gleich Dein Weg an seine Spur.  
Reich ist der Mann, sein seine Nase,  
Gebückt weicht er dem Better und der Base;  
Dich schielt er höchstens an; kommt er in ihr Bereich,  
Hebter den Kopf empor, und — dankt nicht nur:  
Er grüßt auch gleich — — —

\* \* \*  
Mein Rath ist, Freund, bist Du gleich arm, sei bieder;  
Dankt dann ein Dummkopf nicht: Grüß' ihn nicht wieder.

N. — r.

### Räthsel.

1. Bist Du mein Erstes, so bin ich Dein Zweites; mein  
Ganzes bist Du.

2. (Mit doppelter Auflösung.)

Die Erste läuft, die Zweite läuft,  
Die Erste aus der Zweiten säuft;  
Beim Ganzen wurde viel gelaufen.  
Kannst Du der Lösung Ehre kaufen?

3. Es sitzen auf vier Stühlen zwei Väter und zwei Söhne. Unter sie sollen drei Eier so vertheilt werden, daß jeder Ein ganzes Ei erhält. (Doppelte Auflösung.)

4. In einem Zimmer mit rothen Wänden sind fünf Personen anwesend. Man soll zwei Thalerstücke so unter sie vertheilen, daß die Münzen ganz bleiben und doch jeder eine erhält. („Jeder“ ist nicht der Name einer der Personen.)

Auflösung der Räthsel im Januarhefte 1848.

1. Der Bückling. 2. Das Kalb.

### Berichtigungen in dem vorigen Hefte.

Seite 11 ist für Kourier zu lesen Kouriers; S. 39 (in einigen Exemplaren) 4000 Pfund für 400 Pfund; S. 41 Schönlein für Schönlein; S. 44 Spinnerad für Spinnerath.

In Betreff des Unterstützungsvereines mehrerer hallischer Barbiers ist zu bemerken, daß aus einem Irrthum der Beitrag von 5 Sgr. als monatlich angegeben ist, während er nur vierteljährlich geleistet wird. Da diese Gelder in dem Falle verwendet werden, wenn mehr als ein Meister krank ist, und zwar zur Befoldung eines Gehilfen, so ist dem Entstehen eines Besigthumes in tochter Hand ein Damm entgegengesetzt. D. K.

### Der Kourier und die Quittung.

Das Vorwort unseres Bürgerblattes im Januarhefte d. J. hatte sich S. 2 des Ausdruckes bedient: Der Kourier schicke dem Einsender von Artikeln über Gemeinde-Angelegenheiten eine Quittung in das Haus. Da einmal Jemand zu mir äußerte, daß der Kourier einen Aufsatz von ihm nicht habe unentgeltlich aufnehmen wollen, so hielt ich mich zu jenem Ausdrucke, welcher ja nicht eine ängstlich wörtliche Auslegung verlangt, für berechtigt. Indes gebe ich ohne Weiteres zu, daß der betreffende Aufsatz ungeeignet oder zu Nichts nütze gewesen sein kann, und ich kann selbst bezeugen, daß vor 4 oder 5 Jahren der Kourier einen Aufsatz von mir (über eine Windhose) auf das Bereitwilligste abdruckte, ohne mir eine Rechnung zu senden. Ich glaube, daß die Redaktion desselben, mit welcher ich immer in der freundschaftlichsten Beziehung gestanden habe, mit dieser Erklärung zufrieden sein wird.

Sasemann.

## Abgang und Ankunft der Dampfwagenzüge in Halle.

### Abgang.

Morgens	7	Uhr nach	Magdeburg (Berlin ic.).
*	—	7	— — Leipzig.
*	—	7 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	— — Eisenach.
*	—	8 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	— — Magdeburg.
	—	8 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	— — Leipzig.
	—	9	— — Eisenach.
Mittag	11 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	— —	Magdeburg (Berlin ic.).
*	—	11 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	— — Leipzig.
Nachmittag	2	— —	Leipzig.
	—	2 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	— — Eisenach.
Abends	5 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	— —	Magdeburg (Wittenberg).
	—	6 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	— — Leipzig.
	—	7	— — Weimar
*	—	7	— — Eßthen.
*	—	9	— — Leipzig.

### Ankunft.

Morgens	7	Uhr von	Leipzig.
*	—	7	— — Eßthen.
*	—	8 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	— — Leipzig.
	—	8 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	— — Magdeburg ic.
*	—	8 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	— — Weimar.
	—	11	— — Weimar.
Mittag	11 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	— —	Leipzig.
*	—	11 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	— — Magdeburg.
Nachmittag	2	— —	Magdeburg ic.
	—	4 <sup>1</sup> / <sub>4</sub>	— — Eisenach.
Abends	5 <sup>3</sup> / <sub>4</sub>	— —	Leipzig.
	—	6 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	— — Magdeburg ic.
*	—	7	— — Leipzig.
	—	8	— — Eisenach.
*	—	9	— — Eßthen.

**NB.** Die mit \* bezeichneten Züge sind Güterzüge mit Personen-Beförderung in der 2ten und 3ten Wagenklasse.

## Inhalt.

	Seite.
Sitzungen der Stadtverordneten in Halle . . . . .	45
Das Schulwesen . . . . .	55
Ueber das Nachweisungs-Büreau für Arbeiter und Arbeitgebende . . . . .	63
Das Findelhaus in Paris . . . . .	65
Das Feuer . . . . .	67
Das Wasser . . . . .	68
Anfrage, unser Röhrwasser betreffend . . . . .	69
Noch immer geschehen Wunder . . . . .	—
Glück und Unglück beisammen . . . . .	70
Der Ausfall der Ernte im Jahre 1846 . . . . .	71
Zur Frauenemancipation . . . . .	79
Vorwärts . . . . .	85
Worauf der alte Landwehrmann sich in Sylvesternacht besann . . . . .	86
Der Gruß . . . . .	87
Räthsel . . . . .	—
Auflösungen der Räthsel in dem Januarhefte . . . . .	88
Berichtigungen in dem vorigen Hefte . . . . .	—
Der Courier und die Quittung . . . . .	—
Fahrplan . . . . .	auf dem Umschlage.



Das Bürgerblatt erscheint monatlich und ist der Pränumerationspreis für Halle und unmittelbare Abnehmer  $7\frac{1}{2}$  Sgr. pro Vierteljahr.

Der Preis außerhalb Halle und im Buchhandel beträgt 1 Thlr. 10 Sgr. für den Jahrgang.

Inserate zum Abdruck auf den Umschlag werden von der Verlagshandlung angenommen und mit 1 Sgr. pro Zeile berechnet.

Ed. Heynemann,  
Märkerstraße No. 453.

Rep. 31

# Bürgerblatt.

Monatschrift

zur Förderung des Gemeindelebens, zur Belehrung  
und zur Unterhaltung

für

## Halle und Umgegend.

1848

mar.

